

3. Macht

3.1 Einleitung: Was ist Macht?

Liebe Leserinnen und Leser,

der Begriff «Macht» ist wieder in aller Munde. Das Streben nach Macht durch Nationen und Unternehmen beschäftigt weltweit Menschen. Aber was ist Macht? In diesem Kapitel untersuchen wir diese Frage aus verschiedenen Perspektiven.

David J. Krieger erweitert die Diskussion, indem er Macht aus der Perspektive der Nienetwil-Kultur betrachtet. Sein Artikel mit dem Titel «Eine kurze Geschichte der Macht» bietet einen prägnanten Überblick über Machtsysteme im Laufe der Geschichte. Im Anschluss an die grundlegende Diskussion präsentieren wir das Tagebuch eines Jesuitenpriesters, das einen einzigartigen Einblick in die Beziehung zur Macht aus der Sicht eines Missionars unter den Cree-Indianern in Kanada bietet und zwischen 1850 und 1852 verfasst wurde. Das Tagebuch zeigt, dass die indigenen Völker Nordamerikas Schwierigkeiten hatten, das europäische Konzept der Macht zu verstehen, insbesondere die hierarchische Struktur von Gott und Mensch, die ihrer Weltanschauung völlig fremd war und bis heute geblieben ist. Der Artikel schließt mit einem Bericht der archäologischen Abteilung des Kantonsmuseums Luzern, die eine wissenschaftliche Untersuchung des Tagebuchs durchgeführt hat.

1974 sprach Amot Nussquammer jun. bei einem Treffen im Haus seiner Mutter, Miribal Ciséan, über «Die Natur der Macht». Unter den Anwesenden waren Heinz von Foerster, Humberto Maturana und Ernst von Glasersfeld, allesamt hochrangige Wissenschaftler und Schlüsselfiguren der Kybernetikforschung. David J. Krieger, damals noch Student in Chicago, nahm ebenfalls an diesem Treffen teil und verfasste ein Protokoll, das wir hier wiedergeben.

Macht ist auch ein Motiv in der Skandaj-Geschichte «Wie Odo und Teneak die Arithmetik erfanden»: Sie zeigt deutlich, wie der Satz «Wissen ist Macht» aus der Perspektive der Nienetwiler eine etwas andere Bedeutung hat als in der europäischen Kultur.

Im Abschnitt «Sprache» untersuchen wir die drei Alaju-Wörter *tu*, *katatehe* und *home*, die mit dem Nienetwiler Konzept von Macht in Verbindung stehen.

Die Tatsache, dass die Skandaj, das Volk der Nienetwiler, das seit Jahrtausenden in einer fast parallelen Kultur lebt, ebenfalls westliche Konzepte von Macht verstand und – wie der aktuelle archäologische Bericht über zwei Häuser in Pompeji zeigt – diplomatische Beziehungen zu hochrangigen Beamten des alten Roms unterhielt, findet sich in unserem Abschnitt über Vorgeschichte und Frühgeschichte. Wir schließen dieses Kapitel mit einem Auszug aus der Autobiografie von Miribal Ciséan, in dem sie ihre letzten Jahre in Paris und ihre Flucht nach Chicago schildert.

Macht ist die Kraft dessen, was die Nienetwiler als «Sammeln» bezeichneten.

Wie wir aus verschiedenen archäologischen Funden wissen, die heute im Nienetwil Museum aufbewahrt werden und von denen einige dort ausgestellt sind, ist die wesentliche kulturelle Aktivität in der Nienetwil-Kultur das Sammeln, d. h. das Zusammenbringen von Dingen und Menschen in sogenannten «Sammlungen». Das Sammeln sollte jedoch nicht als eine rein menschliche Aktivität verstanden werden, in dem Sinne, dass alle anderen Wesen in der Welt – Pflanzen, Tiere, Objekte usw. – den Menschen ausgeliefert sind. Ganz im Gegenteil! Alle Wesen sind gleich oder «symmetrisch», wenn es um das Sammeln geht. Das Sammeln ist nicht etwas, das nur Menschen tun. Es lässt die Welt entstehen, in der Menschen und, nach ihrem Erscheinen auf der Erde, alle anderen Wesen existieren. Das, worin alle Wesen versammelt sind, nennen wir «Welt». Was ist die Kraft, die diese bemerkenswerte und einzigartige Aufgabe erfüllt? Macht ist die Kraft, die die Welt der Sinne, die Kultur oder das, was in der Nienetwil-Kultur als «Kollektiv» bezeichnet wird, ermöglicht und schafft.

Auch wenn Macht die Kraft des Sammelns ist, bedeutet dies nicht – wie Macht normalerweise verstanden wird, d. h. als Herrschaft und Unterordnung –, dass Macht und Freiheit unvereinbar sind. Macht ist eine Kraft, die auf der Grundlage von Freiheit wirkt und im Gegensatz zur mechanischen Kraft ohne Freiheit überhaupt nicht wirken kann. Das bedeutet, dass es streng genommen in der rein materiellen Welt der klassischen Physik keine Macht gibt. Es ist nicht die Macht, die die Planeten in ihren Bahnen bewegt oder die Maschine zum Laufen bringt. In der deterministischen Welt der Materie, die von Phy-

sik und Chemie untersucht wird, gibt es nur Kräfte unterschiedlicher Art, aber keine Macht. Dennoch kann sich kein Wesen der Macht entziehen. Es gibt kein Recht darauf, «in Ruhe gelassen zu werden», aber es gibt ein Recht auf Teilnahme an der Versammlung, also am Kollektiv. Da Macht Freiheit voraussetzt oder mit sich bringt, kann das Zusammenkommen «gut» oder «schlecht» sein. Macht unterliegt, im Gegensatz zu Kraft, stets einer Wertung.

Wenn sich Macht gut versammelt, gibt es keine Herrschaft im Sinne einer Hierarchie oder vollständigen Unterordnung eines Wesens unter ein anderes, und daher auch keine «Souveränität» – ein Wort, das praktisch gleichbedeutend mit Politik ist. Stattdessen gibt es Verhandlungen, Kompromisse, Zusammenarbeit, Vereinbarungen, Verschiebungen, Neukonfigurationen, aber keine Herrschaft. Wenn wir die Geschichte der Politik betrachten, wird deutlich, dass Macht die meiste Zeit missbraucht wurde. Gutes Zusammenkommen braucht viel Zeit und ist nie abgeschlossen. Aber wenn man identifizierbare Territorien und klare Grenzen will, wenn man wissen will, wer zu einer bestimmten Gruppe oder Nation gehört und wer nicht – was die Politik, die seit jeher nach dem Freund-Feind-Paradigma funktioniert, verlangt –, dann greift man zu Waffen. Eroberung ersetzt Verhandlung. Anstelle von Kollektiven entstehen Hierarchien. Das lehrt uns die Geschichte. Und das hat der Politik einen schlechten Ruf eingebracht.

Für die Nienetwiler ist Politik nichts anderes als eine schlechte Form des Sammelns, und die Gesellschaften und Staaten, die sich durch Politik und im Laufe der Geschichte entwickelt haben, sind nur fehlerhafte Formen von Kollektiven. Sobald sie entstanden sind, konzentrieren sich diese politischen Einheiten – heute hauptsächlich Nationalstaaten – nur noch auf sich selbst. Sie versuchen, sich durch die Schaffung von Hierarchien, Eroberungen, Machtkämpfen und ähnlichen Aktionen zu verherrlichen und zu erhöhen. Die Folgen dieses Verhaltens erleben wir heute nicht nur in internationalen Kriegen, die von Chaos geprägt sind, sondern auch im überall zu beobachtenden Aufstieg des Populismus.

Aber gutes Sammeln ist nicht verschwunden; es funktioniert weiterhin sowohl innerhalb als auch außerhalb von Hierarchien. Jetzt, da sich Hierarchien zunehmend als ineffizient und schädlich erweisen – nicht nur für sich selbst, sondern auch für die Erde –, werden die Ideen und Praktiken der Nienetwiler immer relevanter und überzeugender. Die lange verborgene Kultur der Nienetwiler taucht wieder auf und wird für die Menschheit der Zukunft wichtiger denn je.

Deshalb haben wir, die Herausgeber des Nienetwil-Archivs, beschlossen, dieses dritte Kapitel dem Thema Macht zu widmen.

Wir sind uns bewusst, dass wir hier ein höchst kontroverses Thema behandeln. Macht ist allgegenwärtig und stets kritikfähig. Wer in einer politisch organisierten Gesellschaft die herrschende Autorität in Frage stellt, geht ein gewisses Risiko ein. Dieses Risiko besteht darin, mit den typischen «Kritikern» in eine Gruppe gesteckt zu werden, die automatisch als «Opposition» bezeichnet und somit vom System absorbiert wird. Das Machtsystem hat längst gelernt, mit der Opposition umzugehen. Es gibt keine Opposition, die nicht selbst nach Macht strebt und damit das System unterstützt und aufrechterhält. Ein Grund, warum die heutigen Parteien und Regierungen aller Art nichts zu befürchten haben, ist, dass sie die einzigen Akteure sind. Es gibt keine Alternative, so glauben sie zumindest.

Lange Zeit war der einzige Ort, an dem alternative Formen des Zusammenlebens existieren konnten, kein physischer Ort, sondern eine Utopie. Nun hat die Forschung in Nienetwil eine Utopie gefunden, die nicht nirgendwo, sondern überall ist – unter uns und um uns herum. Wir sehen dies als Zeichen der Hoffnung. Wir müssen die Gesellschaft nicht vollständig ablehnen oder unsere Hoffnungen und Visionen ins Nirgendwo setzen, um eine andere Zukunft zu suchen. Stattdessen müssen wir nur sorgfältig und genau unter unseren Füßen suchen: Der «Boden», auf dem wir gehen, ist der Boden, den die Nienetwil-Kultur vor Tausenden von Jahren vorbereitet hat und im Schatten der Politik am Leben erhalten hat, bis er nun ins volle Licht des Tages treten kann.

Alle Texte in diesem Kapitel sind dieser Aufgabe und dieser Hoffnung gewidmet.

Die Herausgeber

3.2 Eine sehr kurze Geschichte der Macht

von David J. Krieger

Seit jeher organisieren Menschen ihre Zusammenarbeit in großen Gruppen, meist durch Hierarchien: Sobald sich mehr als zwanzig oder dreißig Menschen versammeln, muss jemand der Chef, der Anführer, der Boss, die Königin, der Präsident oder die Präsidentin sein, da die Bedingungen der persönlichen Face-to-Face-Kommunikation es einfach unmöglich machen, dass große Gruppen ihre Handlungen ohne Führung effektiv koordinieren. Jemand muss die Diskussionen beenden und Befehle erteilen, denen andere ohne endlose Debatten folgen müssen.

Hierarchien verschiedener Art spiegeln immer das oft diskutierte, jedoch nicht genau definierte Konzept der Macht wider. Regierungen, Unternehmen, Schulen, religiöse Gruppen – ja, jede Form menschlicher Zusammenarbeit – sind durch Macht strukturiert. Und Macht fließt

unweigerlich in Form von Befehls- und Kontrollkommunikation von oben nach unten.

Die Pyramide ist ein uraltes Symbol der Macht: Sie taucht in den Organisationsstrukturen fast jeder Gesellschaft auf, und bildet ein Grundmerkmal von dem, was wir «Zivilisation» nennen. Widerstand gegen Macht oder Versuche, Macht zu erlangen, wird immer als «Bottom up»-Bewegung angesehen, während Bemühungen, Macht zu erhalten, als «top-down» betrachtet und erfahren werden. Diese Konstellation von Hierarchie und Revolution bildet die Grundlage aller Sozialkritik in der Moderne. Soziale Kommunikation war immer vertikal: Befehle stammen von oben, Gehorsam oder Widerstand von unten. «Aufklärung» in der europäischen Moderne bedeutet, durch Wissen persönliche Freiheit zu erlangen, und da diese Art der Emanzipation als positiv angesehen wird, wird kritisches Wissen zu einer moralischen Kraft, die sich dem Machtmissbrauch der Elite entgegenstellt.

Mit den neuen Kommunikationstechnologien wird diese seit Langem bestehende Machtstruktur, die die gesellschaftliche Hierarchie nicht infrage stellt, hinterfragt. Zum ersten Mal in der Geschichte ist es möglich, dass nicht nur «von oben nach unten», sondern auch Many-to-Many-Kommunikation effektiv zu kooperativem Handeln führt. Heute werden gemeinsame Handlungen unter Menschen und auch Organisationen zunehmend dezentralisiert. Dies ist die Grundidee der Demokratie.

Heute stellen wir in allen Lebensbereichen fest, dass der Einfluss von Hierarchien abnimmt und die Rolle von Netzwerken – die einzigartige Art der Ordnung, die in demokratische Versammlungen vorhanden ist – rückt in den Vordergrund. Netzwerke sind ein Beispiel für multilaterale, Viele-zu-Viele-Kommunikation.

Traditionelle bürokratische Organisationen werden in der globalen Netzwerkgesellschaft zunehmend dysfunktional und an Wettbewerbsfähigkeit verlieren. Hierarchien werden überall durch Netzwerkorganisationen ersetzt, die auf dezentraler Entscheidungsfindung und Selbstorganisation beruhen. Diese Idee ist eigentlich nicht neu. Der Nienetwiler sprach vom Sammeln, also vom Sammeln aller Dinge zu einem Kollektiv. Könnte es sein, dass nach einem langen Umweg über Jahrtausende währende Hierarchien die Welt beherrschen, und die Macht zu ihrer ursprünglichen Form des Verbindens und Vernetzens zurückkehrt?

3.3 Das Tagebuch des Jesuiten S.P. SJ

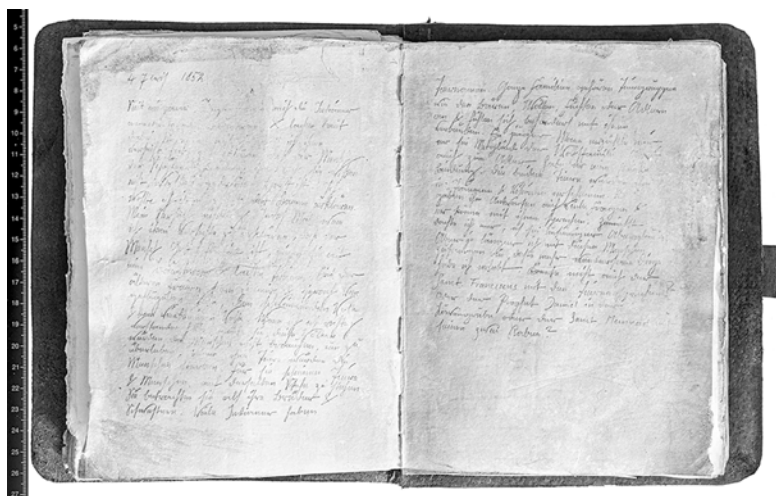
von Manuel Menrath

Ein Kurzbrief in zittriger Kurrentschrift und ein ledergebundenes Tagebuch aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts geben mir seit letztem Jahr Rätsel auf. Sie trafen im Herbst 2020 in einem kleinen Paket in meinem Büro an der Universität Luzern ein. Die wenigen Zeilen auf dem mit Wasserzeichen verzierten Briefpapier ließen sich mit Müh und Not transkribieren:

«Da Sie zu Indianern in Kanada forschen, haben Sie vielleicht Verwendung für dieses Tagebuch von S. P. SJ. Mein Sohn hat es auf dem Dachboden gefunden und mir gegeben, da er es nicht lesen konnte. Der Verfasser war ein Jesuitenpater, der Indianerstämme an der Hudson Bay bekehrte. Mehr weiß ich nicht. In unserer Ahnenreihe gibt es keine Jesuiten. Ich bin alt, ziehe nächste Woche ins Alterswohnheim und kann das Buch nicht gebrauchen. Für Sie dürften die Aufzeichnungen vielleicht von Interesse sein. Es grüßt Sie freundlich, F. S.»

Auf dem Paket war kein Absender und ich konnte auch anhand des Poststempels nicht eruieren, von welchem Ort mir das Tagebuch zugeschickt worden war. Warum die Person die deutsche Kurrentschrift verwendete, ist mir schleierhaft. In der Schweiz wurde diese Schrift bereits zu Beginn des 20. Jahrhunderts aufgegeben. Im Deutschen Reich, also im heutigen Deutschland und Österreich, wurde sie teilweise noch bis Anfang der 1940er-Jahre an Schulen gelehrt. Daher und wegen der Verwendung des Doppel-s tendiere ich dazu, dass mir eine ältere Frau, die aus einem der deutschsprachigen Nachbarländer in die Schweiz gekommen ist und einen Schweizer heiratete, das Tagebuch hat zukommen lassen. Auch musste sie wissen, dass ich zur indianischen Geschichte in Kanada forsche. Wie dem auch sei: Hätte sie gewollt, dass ich mich bedanke und sie kontaktiere, hätte sie ihre Adresse hinzugefügt. Da sie keinen Bezug zum Verfasser des Tagebuchs hatte, erachtete sie es anscheinend nicht als relevant, woher es stammte. Für mich wäre es aber dennoch von Interesse gewesen, zu wissen, auf welchem Dachboden die wertvolle Trouvaille zum Vorschein kam und wie sie überhaupt dorthin gekommen sein könnte. Man hätte diesbezüglich Nachforschungen betreiben können und wäre vielleicht auf Verbindungen von Menschen aus der Schweiz mit der kanadischen Kolonialgeschichte gestoßen.

Abb. 17: Tagebucheintrag des S.P. SJ. vom 4. September 1852



Das Tagebuch beginnt mit dem 14. Januar 1850. Es enthält keine Einträge zum aktuellen Tagesgeschehen, sondern verschiedene Themenschwerpunkte, die in unregelmäßigen Zeitabständen niedergeschrieben wurden. Dennoch sind in die einzelnen Abhandlungen gelegentlich zeitnahe Beobachtungen eingebunden. Dies mag erklären, weshalb der Autor vor jedem neuen Eintrag das Datum angibt. Manchmal hat er mehrere Tage an einem Thema geschrieben. Gelegentlich finden sich auch indianische Ortsbezeichnungen wieder, die aber kaum lesbar sind. Der längste Abstand zwischen zwei Einträgen beträgt acht Wochen. Meist aber folgt alle sieben bis 14 Tage ein neuer Text.

Mir fehlte bislang die Zeit, das ganze Tagebuch, das in teils schwer entzifferbarer Kurrentschrift geschrieben ist, zu transkribieren. Einige Seiten sind herausgerissen, andere verblichen oder durch Wasserflecken beschädigt. Das Buch ist gezeichnet von einer beschwerlichen Reise. Auch ist das Schriftbild nicht einheitlich. Besonders Einträge während der kalten Jahreszeit wirken zittrig und sind mit speziell dunkler Tinte geschrieben. Dies mag an der extremen Kälte liegen, denen Verfasser und Buch ausgesetzt waren.

Es ist davon auszugehen, dass weitere Journale geführt wurden. Der letzte Eintrag stammt vom 28. Oktober 1852 und endet abrupt. Zudem ist aus dem Inhalt ersichtlich, dass der Jesuitenpater bereits längere Zeit mit den Cree an der Hudson Bay (Omushkeegowuk) zusammenlebte und mit ihnen von Camp zu Camp zog. Daher konzentrierte er sich in den Texten nicht auf neue Er-

lebnisse, sondern verarbeitete seine bisherigen Beobachtungen thematisch. Vermutlich wollte er später aufgrund seiner Einträge ein Buch über die Cree und ihre Lebenswelt verfassen. Eine entsprechende Publikation ist mir jedoch nicht bekannt und auch Nachforschungen haben nichts ergeben.

Der Autor behandelt u. a. Themen wie Birkenrinde, Elchjagd, Wildgänse, Religion, Tanz, Trommel, Feste, Gesellschaftsordnung, Feuer, Wanderung, Behausungen, Medizin, Nahrung, Kanus, Pflanzen usw. Ich habe bislang fünf Einträge unter dem Titel «Gesellschaftsordnung» transkribiert und werde im Folgenden ein paar mir wichtig erscheinende Kernaussagen zitieren. Das besagte Thema, bei dem es auch um Machtstrukturen geht, gibt ausgesprochen gute Einblicke in das mit indigenen Weltbildern konfrontierte Denkmuster des Jesuitenpaters. Er kann zwar seine kulturell geprägte Weltanschauung als Bewertungshorizont nicht völlig abstreifen. Dennoch erachtet er die Gesellschaftsordnung der Cree beinahe der europäischen als ebenbürtig, wenn auch grundverschieden. Dies ist insofern erstaunlich, da in der Mitte des 19. Jahrhunderts ein europäischer Überlegenheitsdiskurs dominierte, der sogenannte «Naturvölker» als «kultur- und zivilisationslos» definierte.

Gelegentlich vergleicht der Jesuitenpater die Lebensgemeinschaft der Omushkeegowuk mit dem Urchristentum, wie jener Abschnitt vom 15. Juli 1851 verdeutlicht:

«Sie sind zweifelsohne Kinder Gottes. Gewiss, die Bibel können sie nicht lesen und sie scheinen auch zentrale Bestandteile des christlichen Glaubens nicht nachvollziehen zu können. Aber sie sprechen zu Gidschi Maanidu mit jener demütigen Hingabe, wie sie bereits die ersten Christen in ihren kleinen Gemeinden verinnerlicht hatten. Es ist nicht der Gott des Alten Testaments, an den sie sich wenden, sondern der milde waltende, durch Jesus Christus erfahrbare. Mir scheint, dass diese fröhlichen und oft zu Scherzen bereitstehenden Menschen in der Tat Nachkommen der verlorenen Stämme Israels sind. Von mir in ihre Sprache übersetzte und an sie herangetragene Bibelstellen, wie die Beschreibung der Sintflut, sind ihnen vertraut. Sie erzählen von Visionen ihrer Ahnen, die in dunklen Winternächten ein helles Licht über das gefrorene Meer schweben sahen, das ihre Herzen erwärmte. Auch feiern sie ein Fest des Lichts ungefähr zu jener Zeit, an der Weihnachten ist. Ständig bitten sie mich, ich möge ihnen aus der Bibel vorlesen und Geschichten über Jesus erzählen. Dann setzen sie sich zu mir und bilden einen Kreis. Oft kommt es vor, dass einer der Ältesten das Wort ergreift und ebenfalls eine Geschichte erzählt, die einer aus der Bibel nicht unähnlich ist.»

Der Autor konnte aufgrund seiner christlichen Sozialisierung wohl nicht realisieren, dass für die damaligen Cree «Gidschi Maanidu» kein personifizierter Gott war, sondern eher eine geheimnisvolle, das ganze Universum durchströmende Kraft, die alle Wesen miteinander verbindet. Auch mythische Erzählungen wie die Sintflut entstanden bei den Cree in ihrem natürlichen Lebensraum, da die riesigen Sumpf- und Moorlandschaften unterhalb der Hudson Bay zu den größten Süßwassergebieten der Erde zählen und unzählige Seen und Flusssysteme haben, die bei Hochwasser für Menschen lebensgefährlich werden. Dass das Weihnachtsfest zeitgleich mit den Feiern zur Sonnenwende bei Indigenen der nördlichen Hemisphäre zusammenfällt, geht wohl auf den römischen Sonnengott Sol Invictus zurück, dessen Feiertag die Christen in Rom übernahmen, da sie in Christus die Geburt der wahren Sonne sahen.

Aufschlussreich ist, was der Autor am 3. September 1852 über das Weltbild und damit verbundene Hierarchien innerhalb der Omushkeegowuk-Gesellschaft festhielt:

«Wird ein Tier getötet, so spricht der Jäger (sic!) ein Gebet und bittet um Verzeihung. Der Aberglaube der Menschen ist tief(?). Sie beten zu Geistern der Tiere, damit sie ihnen eine günstige Jagd bescheren, und vollführen allerhand Rituale. Sie errichten ein kleines Zelt aus Elchleder und Birkenästen, in das ein Ältester hineinkriecht, um dann im Innern fürchterliche (...) (unlesbares Wort) Laute von sich zu geben. Mein Einwand, nicht zu den Tieren zu beten, sondern einzig um Gottes Segen zu bitten, stieß auf Unverständnis.»

Die folgenden Sätze sind aufgrund eines Wasserflecks auf der Seite nicht lesbar. Am 4. September 1852 hält der Jesuit dann aber fest:

«Seit ein paar Tagen nennen mich die Indianer (unlesbares Cree-Wort) «Baumkrone» und lachen laut dabei. Sie nennen mich so, weil ich ihnen versucht habe zu erklären, dass der Mensch der Schöpfung Krönung ist. Doch sie wissen nicht, was ein gekröntes Haupt ist. Ich wollte es ihnen anhand der Bäume erklären. Mein Versuch misslang. Jedes Mal, wenn ich ihnen versuchte zu erklären, dass dem (sic!) Mensch Gottes Ebenbild ist, zeigten sie auf eine Baumkrone und lachten Tränen. Eine der älteren Frauen kam zu mir und sprach vom geflügelten Volk, dem schwimmenden Volk und dem vierbeinigen Volk. Wenn ich es richtig verstanden habe, meinte sie, diese Völker brauchten den Menschen nicht, um zu überleben, aber ohne Tiere würden die Menschen sterben. Für sie scheinen Tiere und Menschen auf derselben Stufe zu stehen. Sie respektieren sie als ihre Brüder und Schwestern. Viele Indianer haben Tiernamen. Ganze Familien gehören Tiergruppen wie den Bären, Wölfen, Füchsen oder Adlern an und fühlen sich besonders mit ihnen

verbunden. Ein junger Mann erzählte mir, er sei Mitglied der Wolffamilie. Aber auch zum Adler habe er eine starke Bindung. Die beiden Tiere würden ihm in Träumen und Visionen erscheinen. Sie gäben ihm Antworten auf viele Fragen und er könne mit ihnen sprechen. Zunächst dachte ich mir, es sei unsinniger Aberglaube. Aber je länger ich mit diesen Menschen zusammen bin, desto mehr wundersame Dinge habe ich erlebt. Konnte nicht auch der Heilige Franziskus mit den Tieren sprechen? Oder Daniel in der Löwengrube oder der Heilige Meinrad mit seinen zwei Raben?»

Der Autor führt noch einige Beispiele an und beschreibt, dass die Omushkeewowuk keine wirklichen Hierarchien in ihrer Gesellschaftsform kennen:

«Es ist zwar meistens so, dass Männer und Frauen getrennte Arbeiten verrichten. Doch der Mann ist nicht das Familienoberhaupt, und je nachdem, was die Situation erfordert, ist auch das Weib tonangebend. Es sind die Ältesten, Männer und Frauen, deren Rat man befolgt und denen man nicht widerspricht. Es gibt Häuptlinge für die Jagd, andere legen die Wanderrouten fest, und dann gibt es solche, die Streitigkeiten schlichten. In der Indianerfamilie, mit der ich den letzten Winter verbracht habe, bestimmte eine Frau, welche Jagdroute eingeschlagen werden sollte und was alles vorzubereiten war. Alle hörten ihr still zu. Dann brachen die Jäger auf die Elchjagd auf. In dieser unwirtlichen Gegend, wo der Tod oft näher als das Leben haust, braucht es die Talente aller, damit der eisige Winter überstanden werden kann. Man folgt jemandem, weil er vorausschauend ist und sich mit seiner Erfahrung für das Wohl aller eingesetzt hat. Dies verleiht der führenden Person eine ganz natürliche, man könnte sagen, gottgegebene Autorität.»

Diese Passage bestätigt, was in der neueren Literatur über nordamerikanische Indigene ebenfalls festgehalten wird: Einen «Häuptling» als allgemeinen Anführer in sämtlichen politischen und sozialen Bereichen anerkannten indigene Nationen in der Regel nicht. Auch waren es nicht nur Männer, die das Sagen hatten. Bei den Irokesen beispielsweise setzten mächtige Clanmütter die Chiefs ein und konnten sie auch wieder abwählen, wenn sie sich nicht bewährten. Doch als die Europäer mit den Indianern Geschäfte tätigten oder Verträge über die Landnutzung abschlossen, übertrugen sie ihr hierarchisch orientiertes System auf sie. Sie erkoren beispielsweise einen Anführer einer Reitertruppe als ihren direkten Ansprechpartner aus und machten ihn somit zu ihrem Häuptling für alle weiteren politischen Verhandlungen.

Bilanzierend lässt sich festhalten, dass die bislang transkribierten Tagebucheinträge des (noch) unbekannten Jesuitenpaters außergewöhnliche Einsichten in die indigene Lebenswelt im Norden der heutigen Provinz Ontario in

der Mitte des 19. Jahrhunderts vermitteln. Die Omushkeegowuk standen zum Zeitpunkt der Aufzeichnungen zwar bereits seit über 200 Jahren in direktem Kontakt mit den Europäern und tätigten mit ihnen Handelsgeschäfte. Dennoch war ihr kultureller Alltag – noch weitgehend unbeeinflusst von westlichen Wertevorstellungen – von ihren eigenständigen Traditionen und Gepflogenheiten geprägt.

Der Jesuitenpater, der seine Beobachtungen in seinem Journal präzise und selbstreflektierend festhält, kann zwar seinen europäisch geprägten Denkstil nicht völlig abstreifen und neigt hie und da zu Bewertungen. Doch letztlich begegnet er den Indigenen nicht mit kulturellem Superioritätsgehave, sondern interessiert sich für ihre Weltanschauung, die so ganz anders ist als die seine. Während er in hierarchischen Strukturen der Kirche und der sich anbahnenden nationalstaatlichen Weltordnung aufwuchs, spielen diese im indigenen Alltag keine Rolle. Für die Omushkeegowuk hat beispielsweise Macht nicht mit individueller Überordnung und Selbstverwirklichung zu tun. Jeder Einzelne stellt seine besonderen Fähigkeiten für das Wohl der Gemeinschaft zur Verfügung und ordnet sich diesem Prinzip unter. Denn in der unwirtlichen Gegend unterhalb der Hudson Bay nützen weder Rang, Name, Geschlecht noch Herkunft etwas, sondern lediglich die Erfahrung, wie man gemeinsam überleben kann. Der Missionar wäre mit seiner ganzen Bildung ohne die Hilfe der Cree in dieser Welt völlig verloren gewesen. Dies scheint ihm bewusst zu sein und daher zollt er seinen Gastgebern auch Respekt. Ob er sie aufgrund seiner Sozialisierung in der westlichen Hemisphäre letztlich verstehen kann beziehungsweise erkennt, dass dies nicht möglich ist, und ob er sie aus ihrer eigenen Realität heraus beurteilt oder ihre Gepflogenheiten verurteilt, wird sich in seinen weiteren Einträgen zeigen, die ich gespannt transkribieren werde.

3.4 Über das Wesen der Macht – Notizen eines Treffens

von David J. Krieger

Eine informelle Präsentation von Amot Nussquammer jun. sowie das Protokoll der anschließenden Diskussion.

Der hier wiedergegebene Text stammt aus dem Nachlass von Amot Nussquammer jun. Ich kannte den Inhalt bereits, hatte aber den Überblick über das Dokument verloren. Ob durch Zufall oder Schicksal, eines Tages fiel mir dieser Text unter vielen achtlos vermischten Schriften und anderen Papieren in die Hände. Er enthielt nicht nur den von Nussquammer selbst in englischer Sprache verfassten Vortrag, sondern auch – und deshalb ist dieser Text für mich so wichtig – eine Mitschrift der anschließenden Diskussion, die ich selbst verfasst hatte. Der Grund, warum dieser Text und das Transkript für mich so bedeutungsvoll sind, liegt nicht nur in meinem persönlichen Beitrag, sondern auch in den Umständen der Präsentation und in den bekannten Persönlichkeiten, die am Gespräch teilgenommen haben. Das Gespräch fand im «Salon» von Amots Mutter, Miribal Ciséan, statt.

Miribal hatte jahrelang eine Art Salon für informelle Diskussionen unter ihren Bekannten veranstaltet. Nachdem die Familie Nussquammer in die USA gezogen war, ließ sie sich in Chicago, Illinois, in der Nähe der örtlichen Universität nieder. Dank ihrer Sprachbegabung fand Miribal eine Anstellung als Übersetzerin an der Universität. Heinz von Foerster, gebürtig aus Wien, gründete Ende der 1950er Jahre das Biological Computer Laboratory (BCL) an der University of Illinois. Die beiden europäischen Exilanten lernten sich bei einem Konzert der Chicago Philharmonic kennen, und Miribal begann als Dolmetscherin für das BCL zu arbeiten.

Heinz von Foerster war es, der Miribal mit an die berühmten Macy-Konferenzen über Kybernetik mitnahm, wo sie viele der Begründer der Kybernetik und später der Informatik persönlich kennenlernte. Heinz von Foerster erkannte schnell, dass Miribal nicht nur ein Talent für die Sprachübersetzung hatte, sondern auch dafür, Menschen aus den unterschiedlichsten Disziplinen und Interessengruppen miteinander ins Gespräch zu bringen. Da Heinz von Foerster das BCL als interdisziplinäres Forschungszentrum für alle Fragen im Zusammenhang mit den neuen Wissenschaften etablieren wollte, lud er regelmäßig nicht nur Kybernetiker, sondern auch Forscher aus anderen Bereichen sowie Künstler und Musiker ein, Zeit am BCL zu verbringen und dort zusammenzuarbeiten. Miribals Talent als Entertainerin und Diskussionsleiterin war dabei sehr wertvoll. Sie erzählte mir einmal, dass diese Fähigkeit aus ihrer langjährigen Tätigkeit

in einem bestimmten Pariser Etablissement stamme. Wie wir heute aus ihrer Autobiografie erfahren, trafen sich dort regelmäßig Künstler, Wissenschaftler, Politiker und Persönlichkeiten aus allen Bereichen des Lebens, um über die neuesten Entwicklungen in Wissenschaft und Weltpolitik zu diskutieren. Miribal spielte eine wesentliche Rolle als Vertreterin des Besitzers des klassischen Pariser Salons Scheherazade. Es ist nicht bekannt, ob von Foerster, dessen Wurzeln in Wien liegen, davon wusste oder ob er vielleicht sogar in Paris gelebt hatte.

Wie immer zeigte sich schnell, dass Miribal in diesem Bereich sehr talentiert war, was Foerster bei seinen Bemühungen, eine internationale und interdisziplinäre Gruppe an seinem BCL zusammenzustellen, sehr half. Auch Jahre später, nachdem Amot jun. sein Studium an der University of Chicago begonnen hatte, setzte sie ihre Salongespräche fort. Sie konnte auf die Teilnahme vieler Personen zählen, die sie durch ihre Arbeit am BCL und bei den Macy-Konferenzen kennengelernt hatte. Während eines solchen Salons in ihrem Haus in Chicago im Jahr 1977 hielt, Amot den hier in deutscher Sprache wiedergegebenen Vortrag. Da er mich von der Universität her gut kannte, lud er mich ein, an der Diskussion teilzunehmen. Sobald ich dort ankam, wurde mir klar, dass ich mich in illustrierter Gesellschaft befand. Nicht nur Heinz von Foerster selbst war anwesend, sondern auch der chilenische Biologe Humberto Maturana und der Psychologe Ernst von Glasersfeld. Ebenfalls anwesend waren Freunde von Miribal, die wahrscheinlich eine besondere Verbindung zu Nienetwil hatten.

Als ich ankam, waren fast alle Gäste bereits da, und Miribal bat mich als «neutralen» Neuling, das Protokoll zu führen. Ich konnte nur zustimmen, was bedeutete, dass ich die Fragen, Antworten und die lebhaftige Diskussion, die durch Amots stets provokative Ideen ausgelöst wurde, niederschrieb. Anschließend gab ich das Protokoll an Miribal weiter, die alle Unterlagen offensichtlich an Amot weitergab. Sowohl der Vortrag als auch das Protokoll wurden schließlich Teil von Amots Nachlassunterlagen, die nach vielen Schwierigkeiten und Verzögerungen aus Südamerika zu mir gelangten. Ich freue mich sehr, diese Texte hier in dieser Form präsentieren zu können – nicht nur, weil sie Einblicke in das Werk von Amot Nussquammer jun. bieten, sondern auch in die lebendige intellektuelle Kultur, die die Nussquammers in den Vereinigten Staaten mitaufgebaut haben. Schließlich soll diese Veröffentlichung als Zeugnis für das fortdauernde Leben und den Einfluss der Ideen von Nienetwil dienen und diese Ideen fördern.

Über das Wesen der Macht

von Amot Nussquammer jun.

Meine Damen und Herren, verehrte Gäste

Wenn es um Ordnung versus Chaos geht – also darum, Dinge zu organisieren –, diskutieren Physiker über die vier fundamentalen Kräfte des Universums. Dazu gehören die Schwerkraft, die elektromagnetische Kraft und die sogenannten «starken» und «schwachen» Kräfte, die Teilchen zusammenhalten und ihre Wechselwirkungen regulieren. Man glaubt, dass diese vier Kräfte alles erklären. Aber was ist mit dem Leben? Und was ist mit dem Sinn? Haben lebende Organismen nicht ihre eigene «Lebenskraft», die Zellen und Teile von Zellen zusammenhält und ihre Wechselwirkungen steuert? Was den Sinn betrifft: Was hält die Wörter einer Sprache zusammen, sodass sie Sätze bilden? Warum kann nicht jedes Wort mit jedem anderen kombiniert werden? Was ist die einzigartige Kraft, die eine Reihe von Lauten, die von der menschlichen Stimme ausgesprochen werden, in sinnvolle Wörter verwandelt?

Es muss etwas geben, das Sinn, Kultur, Technologie und Gesellschaft hervorbringt, ebenso wie etwas, das komplexe chemische Reaktionen in lebende Organismen verwandelt. Können diese Kräfte, also die Kraft des Lebens und die Kraft des Sinnes, nicht auch als «grundlegende» Kräfte des Universums betrachtet werden? Diese Frage ist wichtig, insbesondere wenn wir «Physikalismus» vermeiden wollen, also die Reduzierung alles auf bloße Materie in Bewegung.

Nennen wir die Kraft, die unbelebte Materie in lebende Organismen verwandelt, «Negentropie», und die Kraft, die Wörter zu sinnvollen Sätzen und Gedanken zusammenhält, «Kraft». 1944 veröffentlichte der Physiker und Nobelpreisträger Erwin Schrödinger ein Buch mit dem Titel «Was ist Leben?». Diese Frage stellt sich, weil lebende Systeme dem zweiten Hauptsatz der Thermodynamik, dem Entropiegesetz, nicht folgen. In lebenden Systemen nimmt die Ordnung zu, statt ab, was dem Entropiegesetz widerspricht.

Das Leben ist grundsätzlich eine andere Art von Ordnung als die Materie – es ist ein sogenanntes «emergentes» Phänomen. Das bedeutet, dass wir nicht genau wissen, woher es kommt oder wie es entstanden ist. Wir wissen jedoch, dass es existiert und sich stark von der rein physikalischen Organisation der Materie unterscheidet, die dem Gesetz der Entropie unterliegt. Im Gegensatz zur physikalischen Organisation, die Entropie nicht beseitigt, scheint das Leben genau das zu tun. Negentropie bezeichnet die Negation der Entropie, wäh-

rend Entropie die Tendenz der Energie ist, sich auszubreiten und ein Gleichgewicht zu erreichen – das heißt, dass alle Zustände gleich wahrscheinlich sind. Für Schrödinger war dies ein Paradoxon: Wie kann Entropie negiert werden, und wie können sich Systeme von einem weniger organisierten Zustand zu einem mehr organisierten entwickeln? Ein anderer bekannter Wissenschaftler, Ilya Prigogine, diskutiert «dissipative Systeme», die Energie aus ihrer Umgebung aufnehmen und sie zum Aufbau und zur Aufrechterhaltung ihrer eigenen Strukturen nutzen – ähnlich wie Wasser, das durch eine Mühle fließt, oder Nahrung, die durch den Stoffwechsel verarbeitet wird. Solche Systeme nutzen Entropie, um Entropie zu negieren.

Was bedeutet es, wenn man sagt, dass ein System Entropie – die Zerstreuung von Energie – «nutzt», um sich selbst zu erhalten und sogar seine Umwelt zu verändern? Kurz gesagt bedeutet das, dass das System «lebt». Ein lebendes System operiert, um sich selbst zu erhalten. Dazu muss sich das lebende System von seiner Umwelt trennen und seine eigenen Operationen auf sich selbst beziehen. Lebende Systeme sind daher geschlossene Systeme. Sie trennen sich von ihrer Umwelt, um ihre Operationen auf sich selbst zu beziehen. Das Konzept der Information ist sehr wichtig, um zu verstehen, wie es funktioniert. Die Informationstheorie lehrt uns, dass Negentropie selten ist und seltene Zustände «Informationen» enthalten, sodass Negentropie letztlich die Schaffung von Informationen umfasst. Dieses mathematische und physikalische Konzept der Information wurde auf alle Systeme angewendet. Heute sprechen wir überall dort, wo Negentropie vorhanden ist, von Information.

Dieses mathematische und physikalische Konzept der Information wurde nicht nur auf lebende Systeme angewendet, sondern auch auf den menschlichen Geist, das Gehirn und sogar auf die Gesellschaft. Das Unwahrscheinliche bezieht sich auch auf semantische Informationen, also auf das, was wir Sinn nennen können. Heute diskutieren wir die «Konstruktion» von Informationen aus Sinnesdaten, die das Handeln eines Organismus in seiner Umwelt steuern. Lebende Systeme sind selbstregulierende oder kybernetische Systeme, da sie ihre Funktionen auf Grundlage von Informationen steuern, die sie selbst konstruieren. Wenn Sie beispielsweise einen Wolf sehen, konstruieren Sie Informationen, die Sie dazu veranlassen, wegzulaufen. Wenn Sie einen Apfel sehen, konstruieren Sie Informationen, die Ihnen sagen, dass Sie ihn essen sollen. Informationen sind also eine interne Konstruktion des lebenden Systems. Information ist jedoch kein mentales Konstrukt. Information ist eine Kraft, eine Kraft, die Handlungen in der Welt anregt und lenkt und Organismen zu bestimmten Zielen führt.

Die Aussage, dass Information eine Konstruktion des lebenden Systems ist, bedeutet jedoch nicht automatisch, dass alle Informationen, einschließlich semantischer Informationen, die das menschliche Denken und kulturelle Schöpfungen charakterisieren, identisch sind und aus denselben Kräften und Prinzipien hervorgehen. Ich würde argumentieren, dass ebenso wie das Leben als ein emergentes Phänomen betrachtet werden muss, auch Sinn, Denken, Kunst und Kultur als emergente Phänomene betrachtet werden müssen.

Es besteht kein Zweifel daran, dass Sinn zumindest durch Vorgänge innerhalb eines zentralen Nervensystems entsteht, das bei bestimmten Organismen besonders komplex ist. Wir verstehen jedoch nicht, wie oder warum. Für einen Organismus genügt es, wenn ihm Informationen dabei helfen, zu überleben. Dennoch sind das, was gut zu essen ist, und das, was gut zu denken ist, zwei sehr unterschiedliche Dinge. Die Geschichte lehrt uns, dass Menschen überall und zu jeder Zeit bereit waren, ihr Leben für das zu opfern, woran sie glauben. Sinn ist meiner Meinung nach eine andere oder «höhere» Ebene der emergenten Ordnung, die über Materie und Leben hinausgeht. Wenn dies zutrifft, können wir davon ausgehen, dass eine grundlegende Kraft Sinn schafft und die Welt konstruiert, die wir als sinnvoll wahrnehmen. Ich schlage vor, dass wir diese semantische oder sprachliche Kraft nicht «Vernunft» nennen sollten, wie es seit den alten Griechen die feste Tradition der westlichen Welt ist, sondern «Macht». Vernunft ist, wie Aristoteles bereits feststellte, kein Selbstzweck; Menschen sind Tiere, die aber die Sprache oder Vernunft zum Zweck des Lebens in der politischen Gemeinschaft, d. h. in der Polis, in der Gesellschaft besitzen. Vernunft wird nur dann zu einer Kraft für sich, wenn sie die einzigartige Lebensweise ermöglicht, die wir Kultur oder Gesellschaft nennen. Und wie die politische Philosophie seit Platon behauptet, verdankt die Gesellschaft ihre Existenz und ihr Fortbestehen der Macht. Ohne die Polis, die politische Einheit, gibt es kein menschliches Leben. Das Zusammenleben der Menschen als Menschen und nicht als seltsame zweibeinige Tiere hängt also von einer besonderen Kraft ab, die die politische Philosophie seit jeher als Macht bezeichnet.

Meine Damen und Herren, verehrte Gäste, es ist allgemein anerkannt, dass Macht nach wie vor ein Mysterium bleibt. Viele Theorien versuchen zu erklären, warum und wie bestimmte soziale Ordnungen, Praktiken, Institutionen oder herausragende Persönlichkeiten Macht erlangen und ausüben. Macht soll ihren Ursprung in Gott, in der Natur, in den einzigartigen Eigenschaften außergewöhnlicher Individuen oder in der Zustimmung des Volkes haben. Unabhängig davon, was Macht ist oder woher sie kommt, sind sich alle einig, dass

sie nicht bloße Gewalt ist. Stattdessen gibt es symbolische Macht, die sich sowohl durch die Androhung von Gewalt als auch durch Zeichen und Symbole des sozialen Status, des Reichtums und des Einflusses manifestiert. Sie existiert in den Visionen der Propheten sowie in den Mythen und Religionen verschiedener Völker. Ideen selbst haben Macht. Die Diskussion über Macht eröffnet Gespräche nicht nur über Politik, sondern auch über Philosophie, Soziologie und Politikwissenschaft. Sie verbindet uns auch mit Disziplinen wie Psychologie, Wirtschaft und sogar mit der Kunst. Obwohl sich die Politik oft auf Macht konzentriert, existiert sie über politische Grenzen hinaus; sie ist überall dort präsent, wo Sinn die Welt prägt. Politik mag wichtig sein, aber sie ist nur ein Aspekt eines umfassenderen Bedeutungsbereichs. In dieser Welt ist Macht allgegenwärtig und wirkt über soziale und semantische Ordnungen hinweg. Doch Macht wird auch häufig kritisiert, weil sie häufig zu Missbrauch führt. Nur wenige Menschen mögen Macht, außer denen, die sie besitzen oder anstreben. Für die Mächtigen ist sie eine schwere Last, da sie ständig vor der Herausforderung stehen, sie zu erhalten. Für diejenigen ohne Macht, die sie verzweifelt anstreben, scheinen alle Mittel, um sie zu erlangen, gerechtfertigt, wie Machiavelli lehrt. Wie Platon jedoch betonte, hat Macht zwei Seiten: Sie schafft Recht, aber nur legitime oder rechtmäßige Macht ist wirklich akzeptabel.

Macht ist eine Kraft, die sowohl gut als auch böse sein kann. Deshalb müssen alle politischen Theorien die Frage nach der Legitimität beantworten können. Ob es Gott, die Natur oder das Volk ist, das Legitimität verleiht, spielt in der Geschichte der Menschheit kaum eine Rolle. Alle Möglichkeiten sind längst ausgeschöpft. Unabhängig davon, ob es sich um die Herrschaft eines Einzelnen, einer Elite oder der Vielen handelt, kann ein Regime ohne Legitimität nicht bestehen. Ob die Macht nun in den Händen von Gottes Vertretern, den von der Natur durch adlige Geburt Begünstigten oder dem Willen des Volkes liegt, muss sie legitim sein. Mit der Emergenz von Macht erscheint Macht nicht nur als besondere Kraft an sich, die den Gesetzen der Natur und des Lebens entgegensteht, sondern auch als die einzige grundlegende Kraft in der Welt, die sowohl gut als auch böse sein kann. Denn die Gesetze der Natur sind weder gut noch böse, ebenso wenig wie die Kräfte, die das Leben regieren. Niemand kann sagen, ob Negentropie gut oder böse ist, und niemand muss es auch tun. Bei der Macht verhält es sich anders. Könnte es sein, dass allein die Macht das Prinzip oder die Kraft ist, die Ethik in die Ordnung des Universums einführt oder sogar Ethik verlangt?

Wie dem auch sei, ich möchte in diesem geschätzten Kreis folgende Frage stellen: Was wäre, wenn Macht nicht ausschließlich eine menschliche Schöpfung wäre? Was wäre, wenn Macht etwas wäre, das einer fundamentalen Kraft des Universums ähnlich wäre, etwa der Schwerkraft oder der Kraft des Lebens? Was wäre, wenn Macht die Kraft wäre, die die Dinge auf der Ebene der Bedeutung zusammenhält? Zugegeben, die Dinge sind vielleicht nicht immer perfekt geordnet. Nichts deutet darauf hin, dass Macht die bestmögliche Welt schaffen muss, genauso wenig wie die Evolution oder die Negentropie die bestmöglichen Lebewesen hervorbringen müssen. Die Frage nach dem richtigen Weg, «die Dinge zusammenzuhalten», scheint aus der Perspektive der Macht auf allen Ebenen der emergenten Ordnung offen zu sein. Dennoch scheint es heute mehr denn je notwendig, einige Normen und Regeln festzulegen, was eine «gute» Nutzung natürlicher Ressourcen und eine «gute» Umwelt ausmacht und wie eine «gute» Gesellschaft aussehen könnte. Wenn es eine richtige und eine falsche Art gibt, «die Dinge zusammenzuhalten» auf allen Ebenen der Ordnung – materiell, organisch und kulturell –, dann gibt es vielleicht eine ethische Dimension für das gesamte Universum, nicht nur für menschliches Handeln. Vielleicht müssen wir die Grundlagen der Ethik überdenken und nach dem «Guten» suchen – über die Betrachtung als Eigenschaft menschlichen Handelns hinaus, sogar in der Politik.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit. Ich freue mich auf die Diskussion!

Protokoll der Diskussion (Niedergeschrieben von David J. Krieger)

Miribal dankt ihrem Sohn und allen Anwesenden für ihre Aufmerksamkeit und bittet zunächst Heinz von Foerster um seine Kommentare und Kritik.

Heinz von Foerster (HvF): Lieber Amot, ich bin sehr beeindruckt von den Ideen, die Sie uns freundlicherweise mitgeteilt haben. Ich fand es besonders interessant, aber auch fragwürdig, dass Sie eine so radikale Unterscheidung zwischen den Vorgängen eines lebenden Systems und denen der menschlichen Psyche und Gesellschaft treffen. Schließlich ist eine der bedeutendsten Entdeckungen – oder vielleicht Fortschritte – der Kybernetik, dass der Beobachter sich selbst – also das wissenschaftliche Denken und alles, was damit zusammenhängt – als kybernetisches System betrachtet. Ich habe dies als «Kybernetik zweiter Ordnung» oder als «Kybernetik der Kybernetik» bezeichnet. Diese Idee impliziert, dass wir nicht nur geschlossene Systeme – etwa bestimmte Maschinen und lebende Organismen – beobachten und beschrei-

ben, sondern auch selbst geschlossene Systeme sind, die nach denselben Prinzipien funktionieren. Die Kybernetik beschreibt, wie die Outputs eines Systems als Inputs zurückfließen und das System selbst steuern. Wenn wir das, was wir beobachten und beschreiben, als Teil unserer eigenen Prozesse betrachten, wird das Wissen, das wir durch unsere Gedanken und Handlungen aufbauen, zu einem Output, der die Welt beeinflusst und wiederum weiteres Wissen und weitere Handlungen prägt. Was Du, lieber Amot, als Sinn oder Macht bezeichnest, ist im Wesentlichen nur ein internes Informationskonstrukt – ähnlich wie jedes kybernetische System – und nicht etwas völlig anderes, das sogar als dritte Ebene einer emergenten Ordnung betrachtet werden sollte. Nicht nur die kognitiven Funktionen eines Organismus – wie die Suche nach Nahrung oder die Flucht vor Gefahren – hängen von der internen Informationskonstruktion ab, sondern auch unsere Theorien darüber sind lediglich Konstrukte, die sich, ebenso wie die Konstrukte des Organismus selbst, bewähren müssen. Die Unterscheidung, die Du zwischen einer Kraft der Negentropie und einer Kraft des Sinnes treffen, die Du Macht nennst, ist genau das, was die Kybernetik bewusst als Einheit betrachtet. Wie meine Freunde Ludwig von Bertalanffy und Norbert Wiener bereits dargelegt haben, ist die Systemtheorie ein universeller Rahmen, der danach strebt, alles zu erklären – einschließlich sich selbst. Eine fundamentale Kraft, wie Du sie als Macht bezeichnest, die angeblich außerhalb der Prinzipien der Kybernetik wirkt, ist weder notwendig noch gerechtfertigt, um die Welt zu erklären.

Amot Nussquammer (AN): Sehr geehrter Herr Professor von Foerster, Sie haben natürlich recht, wenn Sie diesen Punkt hervorheben. Ich würde argumentieren, dass es sehr wichtige und sogar entscheidende Unterschiede zwischen den Prinzipien – ich bevorzuge es, sie als fundamentale Kräfte zu bezeichnen –, die das Leben organisieren, und den Prinzipien oder Kräften gibt, die Sinn schaffen. Ich stimme Ihnen zu: Organismen sollten als kybernetische Systeme betrachtet werden, da es sich um geschlossene Systeme handelt, die sich durch die Konstruktion von Informationen selbst «steuern». Kybernetik ist die Wissenschaft der Steuerung, die sich mit selbstregulierenden Systemen befasst. Ein klassisches Beispiel ist die thermostatgesteuerte Heizung in einem Haus, die heizt, bis eine bestimmte Zieltemperatur erreicht ist, und dann automatisch abschaltet. Dies ist die Leistung des Systems. Der Thermostat nimmt diese Temperaturänderung als Information wahr und nutzt sie zur Steuerung der Heizung, sodass diese automatisch abschaltet. Lebende Systeme sind nicht nur selbstregulierend wie Maschinen, sondern auch selbstorganisierend – sie

produzieren sich selbst. Ob Maschine oder Organismus, ihnen ist gemeinsam, dass sie sich auf der Grundlage von Informationen selbst steuern. Dies setzt jedoch voraus, dass sie sich klar von ihrer Umwelt unterscheiden und ihre Vorgänge ausschließlich auf sich selbst beziehen können.

Der Thermostat registriert Temperaturänderungen in einem Raum, aber nicht, wie viele Menschen sich darin aufhalten oder was sie tun. Ein Frosch nimmt schnell bewegende schwarze Flecken im Sichtfeld wahr, aber nicht die Musik, die in der Nähe des Teiches gespielt wird. Macht oder Sinn hingegen bezieht sich auf alles, was grenzenlos ist. Sinn ist kein geschlossenes System. Es gibt nichts außerhalb des Sinnes, das als Umwelt dienen könnte. Selbst das, was bedeutungslos erscheint, hat einen gewissen Sinn. Nichts existiert außerhalb der Reichweite des Sinnes oder kann nicht durch ihn transformiert werden. Warum begnügt sich die Wissenschaft damit, nur einen Teil der Realität zu erforschen und dabei alle Verbindungen zu anderen Wissenschaften sowie zum Wissen selbst zu kappen? Ist die Behauptung, die Systemtheorie sei eine «universelle» Wissenschaft, nicht ein Beweis für die Grenzenlosigkeit des Sinnes? Denn Wissenschaft ist nichts anderes als Sinn. Dasselbe gilt für Macht. Hat sich jemals eine Gesellschaft damit begnügt, innerhalb ihrer eigenen Grenzen zu bleiben, ohne zu versuchen, alles um sich herum zu deuten und zu kontrollieren? Als grundlegende Kraft strebt Macht danach, alles zu verbinden und zu kontrollieren; Negentropie hingegen begrenzt sich darauf, die Homöostase eines Lebewesens aufrechtzuerhalten, dadurch, dass es angemessen auf die Umwelt reagiert.

Organismen nehmen Energie auf und nutzen sie, um ihre Strukturen aufzubauen und zu erhalten, aber sie versuchen nicht, alles, was existiert, zu kontrollieren. Aus diesem Grund kann Sinn nicht auf dieselbe Weise verstanden werden wie Leben. Sinn und – wie in der Geschichte der Menschheit oft festgestellt wurde – Macht kennen keine Grenzen. Der Mensch hat einen unendlichen Energiebedarf. Im Prinzip beanspruchen Sinn und Macht das gesamte Universum für sich. Im Gegensatz dazu besetzt ein Organismus eine Nische und trennt sich von seiner Umwelt sowohl operativ als auch – wie Sie betonen – in Bezug auf Information. Sinn ist weder operativ noch informativ geschlossen und bildet somit kein System, das kybernetisch beschrieben werden kann. Zu sagen, dass Sinn sich selbst kontrolliert, impliziert, dass alles, was existiert, sich selbst kontrolliert, was keinen Sinn ergibt, da ein «Selbst» nur im Gegensatz zu einem anderen existieren kann. Sinn kann kein geschlossenes System sein. Ein Organismus kann nur in Beziehung zur Umwelt existieren. Sinn hat jedoch keine Umwelt. Es gibt nichts außerhalb des Sinns. Sinn kann

nur durch Sinn begrenzt werden, genauso wie Macht nur durch eine andere Macht begrenzt werden kann, nicht durch die Natur. Daher halte ich es für angemessen, ein Grundprinzip oder eine Grundkraft zu postulieren, die für die Existenz und das Wirken von Sinn sowie für die Durchdringung unserer Welt durch Macht verantwortlich ist.

Humberto Maturana (HM): Ich möchte mich Heinz anschließen. Ich bin Biologe. Ich untersuche das Leben. Als ich mich fragte, was das Besondere am Leben ist, stellte ich fest, dass ich zirkuläre Prozesse überall sah. Moleküle und ihre Wechselwirkungen führen immer wieder zu denselben Molekülen, Wechselwirkungen und Prozessen. Lebende Systeme funktionieren so, dass sie ihre Komponenten und Prozesse wiederholt auf zirkuläre Weise reproduzieren. Ich habe dies als «Autopoiesis» oder «Selbstproduktion» bezeichnet. Als ich mich dann fragte, wie es möglich sei, dass autopoietische Systeme ihre Funktionen ausschließlich auf sich selbst beziehen, fand ich die Antwort darin, dass sie sich klar von ihrer Umwelt abgrenzen müssen. Ein Löwe muss beispielsweise irgendwie «wissen», dass er ein Löwe und kein Zebra ist, um zu verstehen, dass er Zebras jagt und kein Gras frisst. Was ist dieses «Wissen»? Natürlich haben «höhere» Lebensformen ein zentrales Nervensystem, ein Gehirn, das als Erkenntnisorgan aus sensorischen Eingaben Information erzeugt. Wie Heinz oft sagt, sieht das Auge keine Blumen, sondern nur Nervenimpulse, die durch den Lichtkontakt entstehen. Das Hirn konstruiert Blumen. Das Hirn nimmt die Blumen wahr. Aber jedes Lebewesen funktioniert auf die gleiche Weise, daher muss jedes Lebewesen seine Funktionen auf der Grundlage einer Form der Wahrnehmung – d. h. der Informationserzeugung – regulieren, und diese Informationen müssen, wie alles andere in Lebewesen auch, vom Lebewesen selbst stammen oder von ihm konstruiert werden.

Jedes Lebewesen kann nur das wahrnehmen, was es aufgrund seiner inneren Organisation wahrnehmen kann. Wenn Informationen «genau» konstruiert sind, kann das Lebewesen auf Umweltveränderungen so reagieren, dass es seine Autopoiesis fortsetzen kann, d.h. dass es weiterleben kann. Wenn die Informationen jedoch «ungenau» konstruiert sind – wenn beispielsweise ein Löwe einen menschlichen Jäger mit einem Zebra verwechselt und erschossen wird –, dann hört das Lebewesen auf zu existieren. In der Biologie sagen wir, dass Lebewesen, die nicht verschwinden, an ihre Umwelt «angepasst» sind. Die Tatsache, dass Lebewesen in einer Umwelt existieren, bedeutet, dass sie so mit ihr verbunden sind, dass die Informationen, die ihre Funktionen steuern, ihnen das Weiterleben ermöglichen, mehr nicht. Das sagt nichts über die

wahre Natur der Welt aus. Informationen sind weder wahr noch falsch, sondern fördern oder behindern die Autopoiesis des Systems, also das Leben. Was möchte ich damit sagen? Ich sage, dass das, was Du «Sinn» nennst, oder die Informationen, die wir aus den Auswirkungen der Umwelt auf unsere Sinne gewinnen, nichts anderes sind als das Ergebnis unserer Anpassung an die Umwelt – über die wir nichts wissen, zum Beispiel, was diese Umwelt eigentlich ist. Wissen, oder das, was Du «Sinn» nennst, ist Information, die uns lediglich hilft, zu überleben. Dies gilt für alle Lebensformen, einschließlich der menschlichen Wahrnehmung sowie der daraus entstehenden Kultur und Gesellschaft. Es gibt also, aus meiner Sicht, kein spezielles Prinzip namens «Macht». Es gibt nur Systeme, die operativ und informationell geschlossen sind, und Menschen und Gesellschaft unterscheiden sich davon nicht.

AN: Sehr geehrter Herr Dr. Maturana, ich bin natürlich mit Ihrer bemerkenswerten Arbeit zur Theorie der Autopoiesis und den daraus gewonnenen Erkenntnissen über unser Verständnis der biologischen Welt vertraut. Was mich dazu motiviert, ein universelles Prinzip oder eine universelle Kraft für die Formen der Ordnung vorzuschlagen, die man als Sinn bezeichnen kann, ist Folgendes: Sie haben zu Recht festgestellt, dass Lebensprozesse zirkulär sind. Ein lebendes System operiert ausschließlich (d.h. unter Ausschluss der Umwelt), um seine Autopoiesis aufrechtzuerhalten. Doch genau diese Zirkularität, diese Geschlossenheit vermisste ich in allem, was Sinn hat. Zwar führt Sinn zu weiterem Sinn. Ein gesprochener Satz führt zu weiteren Sätzen. Aber was dabei entsteht, ist nie genau dasselbe, sondern immer etwas anderes. Welche Theorie oder Gesellschaft, egal wie konservativ sie auch sein mag, funktioniert ausschließlich, um dieselben Komponenten und Beziehungen zu reproduzieren, die sie zuvor hatte? Zeigt uns die Menschheitsgeschichte nicht, wie ungewiss, variabel und unvorhersehbar menschliches Denken, Handeln und Geschichte sind? Während organische Systeme ständig nach Stabilität sowie der Aufrechterhaltung gegebener Bedingungen und Prozesse streben, zeigt die Menschheitsgeschichte, trotz aller Versuche, Tradition zu bewahren, das Gegenteil.

Dennoch ist Sinn eindeutig eine Form der Ordnung. Woher kommt diese Ordnung, die nichts ausschließt, keine Grenzen kennt, ihren Einfluss auf alles Existierende ausdehnt und ständig etwas Neues hervorbringt? Löwen setzen sich nicht für eine nachhaltige Zebra population ein. Sie fressen Zebras, bis diese aussterben, dann suchen sie sich andere Nahrung oder sterben aus. Sinn hingegen zielt darauf ab, alles überall unter Kontrolle zu halten, alles auf irgendeine Weise miteinander zu verbinden. Wenn man behauptet, dass die

Konstruktion von Informationen der Erhaltung des Lebens dient, sprechen die Menschheitsgeschichte und die Macht dagegen, denn überall verlangt die Macht, dass Menschen ihr Leben für eine Idee oder einen Glauben opfern. Für den Sinn ist das Leben billig. Was auch immer für Sinn durch Informationen konstruiert wird, dient nicht der Erhaltung eines bestimmten Individuums, einer Kultur oder einer Gesellschaft – unabhängig davon, was die Menschen glauben. Daher scheint Sinn eine andere Art von Kraft zu sein als die, die Leben ermöglicht. Deshalb schlage ich Macht als eine grundlegende Kraft vor, ähnlich wie Schwerkraft oder Negentropie. Diese Kraft ist universell, gerade weil sie nicht auf die großen Gehirne einiger ungewöhnlicher Primaten beschränkt ist, die wir Homo sapiens nennen, sondern überall existiert, in allem, was existiert – auch wenn wir immer noch große Gehirne brauchen, um darüber zu sprechen.

Ernst von Glasersfeld (EvG): Ich möchte noch einmal auf das zurückkommen, was Heinz und Humberto gesagt haben, aber aus der Perspektive dessen, was Du als Sinn bezeichnest und als Wirkung von Macht betrachtest. Heinz glaubt, dass menschliches Wissen auch als System betrachtet werden muss, und Humberto ist der Meinung, dass Informationen nicht in der Welt zu finden sind, sondern intern, innerhalb eines Systems, mit einer Art Gehirn aufgebaut werden. Dies steht im Widerspruch zu dem, was Du gerade gesagt hast – dass Informationen überall sind und in allen Dingen vorhanden sind. Ich bin der gegenteiligen Meinung. Die Welt besteht nicht aus Informationen; stattdessen werden Informationen innerhalb der Welt von bestimmten Organismen konstruiert. Obwohl man diese Informationen als Sinn bezeichnet, spielt das keine Rolle, denn unabhängig davon, wie wir sie nennen, handelt es sich um ein Konstrukt. Informationen werden intern im System auf Grundlage ihrer Organisation aufgebaut, da sie eine bestimmte Funktion erfüllen. Sie steuern die Funktionsweise eines Systems. Informationen, die keine Funktion erfüllen, würden überhaupt nicht als solche betrachtet werden.

Dies führt zur unvermeidlichen Schlussfolgerung, dass Wissen oder Wahrheit nichts mit der Umwelt zu tun hat, sondern nur mit der internen Organisation des Systems und seinem Bedürfnis, sich selbst zu erhalten. Kurz gesagt: Wenn wir glauben, etwas zu wissen, ist dieses Wissen nur so lange wahr, wie es uns hilft, weiter zu funktionieren oder zu überleben. Wissen ist nicht «Wahrheit», sondern bestenfalls «Lebensfähigkeit», was bedeutet, dass es uns ermöglicht, weiterzuleben. Wissen oder Sinn, wie Du es nennst, ist einfach die Anpassung eines Organismus an seine Umwelt, denn solange ein Orga-

nismus überleben kann, spielt es keine Rolle, ob das, was er «denkt» oder zu wissen glaubt, die Umgebung genau widerspiegelt, sondern nur, ob es dem Organismus das Überleben ermöglicht. Ich nenne diese Sichtweise «radikalen Konstruktivismus», weil sie behauptet, dass alles Wissen nur eine Konstruktion des Wissenden ist und nichts darüber aussagt, wie die Welt wirklich ist. Philosophien, Kulturen, Gesellschaften, Religionen – allen fehlt es an wahrem Wissen über die Welt; sie verfügen lediglich über eine aktuell «viable», bzw. brauchbare Version der Informationen. Dies gilt von den einfachsten Lebewesen bis hin zu großen Kulturen und menschlichen Gesellschaften. Macht, wie Du sie beschreibst, als eine Kraft, die das Denken und die Gesellschaft organisieren soll, ist nichts anderes als die erfolgreiche Anpassung eines geschlossenen Systems namens Mensch an seine Umwelt. Und das ist im Wesentlichen das, was Du Negentropie nennst, aber es ist kein grundlegend anderes Prinzip oder eine grundlegend andere Kraft, die irgendwie oberhalb der Materie und des Lebens existieren soll.

AN: Vielen Dank, Herr Professor von Glasersfeld, für diese Kritik an meiner These, da sie mir hilft, einige Gedanken besser zu verdeutlichen, als ich es in meinem Vortrag konnte. Das Wort «Anpassung» ist wichtig, weil wir uns fragen müssen, an welche Gedanken, Kulturen, Religionen, Philosophien und Gesellschaften wir uns anpassen. Mit anderen Worten: An welche Umwelt muss sich der Sinn anpassen? Für einen Organismus gibt es natürliche Barrieren. Wenn die Wasserstände in Flüssen und Seen sinken, sterben die Fische aus. Sie können sich nicht an veränderte Umweltbedingungen anpassen, zumindest nicht kurzfristig; und wenn sie es tun, dann nur durch zufällige genetische Variationen und natürliche Selektion – kurz gesagt, durch Evolution. Aber welche Umweltfaktoren schränken das menschliche Denken, Kulturen und Gesellschaften ein? Wenn Wasser verschwindet, bohren Menschen tief in die Erde oder setzen andere Technologien ein, um es zu finden. Wie uns die Geschichte lehrt, entstehen und vergehen Zivilisationen, Kulturen und Religionen, aber warum? Nicht weil sie Informationen falsch verarbeiten, wie Fische, die weiter nach Wasser suchen, auch wenn keines mehr vorhanden ist.

Was macht einen Gedanken, eine Kultur oder eine Gesellschaft, wie Sie sagen, «lebensfähig»? Man könnte sich eine Art natürliche Auslese für Kulturen und Gesellschaften vorstellen und in darwinistischer Weise von der «Evolution» von Kulturen und Gesellschaften sprechen. Dies würde sicherstellen, dass Ideen und Gesellschaften, die nicht «lebensfähig» sind, untergehen und neue, lebensfähigere entstehen. Aber die Geschichte der Menschheit zeigt kein sol-

ches Gleichgewicht zwischen Gesellschaft und Natur. Ganz im Gegenteil. Der Sinn scheint darin zu bestehen, alles in der Natur zu verändern und für unsere Zwecke zu nutzen, unabhängig von den Kosten des Lebens. Selbst menschliche Beziehungen entsprechen nicht dem Verhalten von Lebewesen. In der Natur führen verschiedene Organismen keinen Krieg gegeneinander. Es gibt zwar Konkurrenz um Ressourcen, aber keinen Krieg. Löwen führen keinen Krieg gegen Zebras. Menschen hingegen befinden sich ständig im Krieg mit allem, was sie als fremd oder bedrohlich empfinden. Und es ist schwer zu argumentieren, dass immer das «Beste» gewinnt, denn ohne natürliche Beschränkungen gibt es keinen Maßstab dafür, was «das Beste» im Bereich des Sinnes sein könnte. Was ist der beste Sinn? Welche ist die beste Religion, Philosophie, Kultur oder Gesellschaft? Wenn nicht die Natur entscheidet – wie sie es durch natürliche Auslese bei Lebewesen tut –, wer dann? Nach welchen Maßstäben?

Seit Platon versuchen Philosophen, diese Frage zu beantworten. Die politische Philosophie versucht zu definieren, was eine gerechte, gute Gesellschaft ist. Die Tatsache, dass seit mehr als 2000 Jahren kein Konsens erzielt wurde, zeigt, dass Macht im Gegensatz zum Leben keine Anpassung an Umweltbedingungen sein kann. Im Gegenteil, Macht strebt nach Universalität und Kontrolle über alles. Man könnte darauf hinweisen, dass jede Sprache nur eine von vielen ist, aber jede von ihnen behauptet, alles ausdrücken zu können, was gesagt werden kann. Und wer kann sagen, dass eine Sprache im Vergleich zu einer anderen «besser» oder «lebensfähiger» ist? Aus diesem Grund halte ich es für plausibel zu behaupten, dass Sinn eine Ebene der emergenten Ordnung selbst ist, die nicht denselben Prinzipien oder Kräften unterliegt, die lebende Systeme organisieren.

Jari Weidenbaum (JW): Ah, Amot, was für eine außerordentlich inspirierende These! Ich würde mich über ein konkretes Beispiel oder eine konkrete Anwendung von Dir freuen.

AN: Vielen Dank, Jari, für diese sehr direkte und anspruchsvolle Frage! Ich habe lange und intensiv darüber nachgedacht, was diese These von Macht als universellem Ordnungsprinzip konkret bedeutet. Kurz gesagt: Was macht einen Unterschied, wenn Macht die Kraft ist, die die ganze Welt regiert? Was bedeutet es ganz konkret, wenn Macht die Kraft ist, die nicht nur die Politik und das menschliche Zusammenleben bestimmt, sondern auch die Welt selbst? Zunächst einmal bedeutet es, dass Macht nicht nur etwas «Politisches» ist. Politik ist nur eine Möglichkeit, mit der Macht unsere Welt gestaltet. Macht ist über-

all, nicht nur in der Politik. Die Tatsache, dass wir derzeit von Politik fasziniert sind und uns ständig über politische Macht aufregen – und sogar Kampagnen für oder gegen aktuelle Regierungen führen –, ist vielleicht eine vorübergehende Obsession, die wir irgendwann hinter uns lassen werden, um uns auf «konstruktivere» Themen zu konzentrieren. Zumindest ist das eine Möglichkeit, die zu berücksichtigen gilt. Aber was würde es bedeuten, wenn Macht nicht nur politisch wäre, sondern auch noch mehr als das: nicht nur menschlich?

Ich glaube, diese These besagt, dass Politik tatsächlich keine Rolle mehr spielt, obwohl wir uns heute stark auf sie verlassen. Politik soll die Gesellschaft steuern, damit Frieden, Sicherheit und Wohlstand entstehen. Seit Jahrhunderten basiert diese Rolle jedoch auf zwei grundlegenden Fehlannahmen. Erstens hat die politische Philosophie immer zwischen einem Naturzustand, in dem die Menschen ohne Politik, Regierung oder Staat lebten, und dem Staat, der durch Politik und Macht definiert wurde, unterschieden. Je nachdem, wie der Naturzustand beschrieben wurde – entweder als friedlich und geordnet oder als kriegerisch und chaotisch –, entstanden unterschiedliche Vorstellungen davon, wie Politik sein sollte. Zweitens hat die politische Philosophie immer klar zwischen Freund und Feind unterschieden. Die Macht hatte immer die Aufgabe, die Gemeinschaft der «Freunde» vor «Feinden», Fremden oder anderen – also denen außerhalb der Gemeinschaft – zu schützen. Die Macht konzentrierte sich daher stets darauf, die menschliche Gesellschaft aufzubauen und sie auf der einen Seite gegen die Natur, auf der anderen Seite gegen feindliche Gesellschaften zu verteidigen.

Wenn Macht jedoch nicht gegen die Natur wirkt, sondern, wie ich vermute, mit der Natur – also mit Dingen, Tieren und Pflanzen – zusammenarbeitet, um die Ordnung aufrechtzuerhalten, dann üben nicht nur Menschen Macht aus, sondern alle Wesen sind gleichberechtigt an der Macht beteiligt. Das bedeutet, dass Macht nicht mehr als Herrschaft über etwas angesehen werden kann, sondern als eine ordnende Kraft in einer Welt, in der alle Wesen voneinander abhängig sind und kein Wesen, sei es Mensch, Stein oder Tier, andere versklaven darf. Als Skandi weißt Du dies sehr gut. Dies glauben heute noch die Skandi – wie die Nienetwiler vor ihnen –, dass jedes Wesen eine «Stimme» hat und damit ein Recht hat, «gehört» zu werden. Die Natur darf nicht vom Menschen «beherrscht» werden. Sobald Sinn als eine Ebene der emergenten Ordnung entsteht, kann nicht mehr behauptet werden, dass es eine Natur an sich gibt, ohne Menschen und Kultur, oder dass der Mensch bloß ein Lebewesen ist. Von diesem Punkt an brauchen die Natur, die Tiere und die Pflanzen

uns Menschen genauso sehr wie wir sie brauchen. Wenn Mitglieder der heute noch bestehenden traditionellen Gesellschaften sagen, dass die Erde nicht den Menschen gehört, sondern dass die Menschen der Erde gehören, drücken sie damit ihre Macht aus.

Betrachtet man nun die Unterscheidung zwischen Freund und Feind, so legt das Verständnis von Macht als universelles Ordnungsprinzip nahe, dass Politik nicht mehr ausschließlich auf der Grundlage einzelner Staaten oder Nationen funktionieren kann, sondern auf universeller oder globaler Ebene operieren muss. Deshalb behaupte ich, dass Politik heute im Wesentlichen irrelevant ist. Seit jeher war Politik nur innerhalb der Grenzen sogenannter Nationalstaaten möglich. Außerhalb dieser Grenzen herrscht, wie Hobbes bereits feststellte und heute auf dem Gebiet, das man internationale Beziehungen nennt, ein Krieg aller gegen alle. Dies fördert weder Frieden noch Sicherheit; stattdessen ist die heutige Welt eine globale Gesellschaft, die wegen der sogenannten Souveränität der Nationalstaaten Hobbes Naturzustand ähnelt. Wenn die Politik versucht, die globale Gesellschaft aus nationalen Interessen heraus zu «steuern», führt das nur zu Chaos und Krieg. Da sie an Nationalstaaten gebunden ist, handelt die Politik nur im «nationalen» Interesse. Aber die Gesellschaft ist global. Deshalb muss die nationalstaatlich organisierte Politik in den Hintergrund treten und Raum für Formen globaler Regulierung schaffen, von denen wir bereits heute einige in den Vereinten Nationen und anderen internationalen Institutionen sehen. Ich gebe aber gerne zu, dass Politik und Macht, die nicht auf der Unterscheidung zwischen Gesellschaft und Natur, zwischen Freund und Feind basieren, keine Politik im traditionellen Sinne sind.

Es müssen andere Formen der Legitimität entstehen – Formen, die nicht auf der Eroberung oder Beherrschung der Natur und der Feinde beruhen. Wir brauchen Wege der Machtausübung, die den Koexistenzmodellen der Nienetwiler Kultur viel näherkommen. Diese Erkenntnis verdanke ich meinem Vater und Aciel Arbogast, die ihr Leben der Erforschung und Förderung der Nienetwiler Ideen gewidmet haben. Wenn Sie nach konkreten Beispielen suchen, empfehle ich Ihnen, sich an Nienetwil und die indigenen Völker zu wenden, die ihr Denken und ihre Erfahrungen bewahren. Wir sollten uns fragen: Wie würden die Menschen von Nienetwil die globalen Probleme von heute angehen? Obwohl die Forschung zu Nienetwil noch in den Anfängen steckt, hoffe ich, durch meine Bemühungen die Neugier am Leben zu erhalten und die Menschen an längst vergessene Möglichkeiten zu erinnern.

Anmerkung der Redaktion: An dieser Stelle unterbrach Miribal die Diskussion und erklärte das Buffet für eröffnet. Miribal wäre nicht die hervorragende Gastgeberin gewesen, die sie war, wenn sie sich nicht um das Wohlergehen ihrer Gäste gekümmert hätte. Ihre Salon-Gespräche waren bekannt für die begleitenden Köstlichkeiten, die sie liebevoll und gekonnt selbst zubereitete. Einige Gäste kamen vielleicht nur wegen dieser Köstlichkeiten, obwohl die lebhaften, informellen Diskussionen, die stundenlang am Buffet geführt wurden, dieser Vorstellung widersprachen. Auf jeden Fall konnte ich kaum alle Gespräche und Debatten festhalten, die den Rest des Nachmittags füllten. Ich erinnere mich jedoch, dass Amot mir einige Wochen später an der Universität erzählte, er sei tief beeindruckt davon, dass Wissenschaftler wie Heinz von Foerster, Humberto Maturana und Ernst von Glasersfeld seine Ideen ernst nahmen. Das war er von der wissenschaftlichen Welt nicht gewohnt, da die Veröffentlichung seiner Schriften wiederholt von Verlagen mit fadenscheinigen Ausreden abgelehnt worden war. Soweit ich mich erinnere, war dies das einzige Mal, an dem Amot sich positiv über Wissenschaft und Wissenschaftler äußerte.

3.5 Wie Odo und Teneak das Rechnen erfanden

Im Frühling 1964 begleitete ich meine Mutter auf eine Reise in die Region um Tan Tan [Südwest-Marokko; Anm. d. Hrsg.], um dort Skandaj für die Vorbereitungen des ta-tscha-ue-medh [Treffen der 42 Stämme; Anm. d. Hrsg.] von 1965 zu treffen.

Eines Abends spazierte ich etwas durch die Wüste, und als ich zurück und an einem Zelt vorbeikam, hörte ich, wie eine Frau Kindern eine Geschichte erzählte. Natürlich konnte ich nicht anders und hörte mir die Geschichte an. Später im Zelt kramte ich dann meinen Notizblock hervor und schrieb alles auf.

Ich dachte mir, dass die Geschichte zu eurer Ausgabe über Macht etwas beitragen könnte.

Das, was in dieser Geschichte geschieht, verdeutlicht die Dynamik der Kraft, die wir in der Nienetwiler Kultur «Macht» nennen. Sie ist die Kraft, die Dinge und Wesen in einer Sammlung zusammenführt, und so die Welt als sinnhafte Ordnung konstituiert. Ohne Macht gäbe es keine Kultur, keine Sprache, keine Gesellschaft. Und es gäbe keine Mathematik, und diese ist ja, zumindest außerhalb der Nienetwiler Kultur, wo sie lediglich ein Werkzeug ist, oft ein Machtmittel.

So gibt diese Geschichte einen kleinen Einblick in die Mentalität der Skandaj, die ja Teil der Nienetwiler Kultur sind.

Es war einmal vor langer Zeit, da ergab sich Folgendes:

Teneak vom Stamm der Petientlango saß vor seinem Waitepee und betrachtete einen Haufen mit Steinen. Er rührte sich kaum und starrte nur das Geröll aus dem Bach an.

Alle wunderten sich schon, da rief er plötzlich einen Burschen namens Tekbe zu sich und sagte zu ihm: «Sieh, ich habe hier Steine. Teile diese Steine gerecht zwischen mir und dir auf!»

Der junge Mann nahm die Steine und legte je einen Stein zu sich und einen Stein zu Teneak, bis zuletzt nur noch einer übrig war. «Es ist noch ein Stein, dem einer zum Aufteilen fehlt», sagte Tekbe. «Ja, das sehe ich, es ist nicht so schlimm, du kannst die Steine nun zwischen mir, deiner Schwester Odo und mir aufteilen.»

Tekbe rief Odo und verteilte nun die Steine auf drei Haufen. Doch siehe da, als er fertig war, waren noch zwei Steine übrig. «Das verstehe ich nicht», sagte Tekbe und schüttelte den Kopf. «So hole noch deinen Bruder Akka und teile die Steine wieder gerecht.» So rief Tekbe auch seinen Bruder und verteilte die Steine nun auf vier Haufen. Doch als er fertig war, lagen da noch drei Steine!

Teneak sah Tekbe an und fragte: «Was hast du getan, Tekbe? Nun hat jeder weniger Steine und doch hat es noch welche übrig!» Tekbe schaute verwirrt und wusste nicht, wie ihm geschah. «Ich habe nichts falsch gemacht!», gab er betroffen zurück.

Teneak lachte und sagte: «Nein, du hast alles richtig gemacht. Ich habe soeben erkannt, dass es Dinge gibt, die man nicht aufteilen kann. Ich kann aber in meinem Kopf nicht verstehen, wie viele Leute wir sein müssten, damit es aufgeht, oder wie viele Steine bei einer gewissen Anzahl Leuten notwendig wären. Ich kann mit meinen beiden Händen einfach nicht alles aufzeigen!»

Da streckte Odo ihre Hand hoch und lachte: «Sieh, Teneak, ich glaube, dass das dir helfen könnte!» «Was? Du meinst deine Hand?» «Nicht nur meine – du brauchst viele Hände. Viele, viele!» «Ach, und wo soll ich die Hände hernehmen?»

Da nahm Odo einen Stock und zeichnete einen Bogen in den Sand und machte fünf Striche drauf. «Hier hast du deine Hand, Teneak, und von denen kannst du zeichnen, so viele du brauchst.»

Teneak sah es sich an und sah seine Hände an. So sass er, bis die anderen gingen, und noch weit danach sass er so. Erst in der Nacht jauchzte er, lief zum Zelt von Odo und rief: «Odo, komm, du musst mir helfen!»

Und so saßen er und Odo viele Tage und Nächte zusammen und aßen kaum und flüsterten viel und alle wunderten sich, was da in den Sand gezeichnet wurde.

Nach vielen Tagen riefen sie den ganzen Stamm zusammen und Teneak sagte: «Leute, Odo und ich haben ein System erfunden, das uns hilft, die Menge von Dingen aufzuschreiben. Und nicht nur das: Wir können Dinge zu anderen Dingen fügen, und das nur mit Zeichen im Sand.»

Niemand verstand auch nur das Geringste von dem Geschwafel. «Sag, Teneak, hast du wieder von den Blüten geraucht? Was erzählst du da für einen Unsinn?»

«Seht», sagte Odo, «wenn jemand etwas gerecht unter anderen aufteilen möchte, so hilft dieses System aus Zeichen uns, genau zu sagen, welche Menge ein jeder bekommen soll.»

«Ja, das ist sicher interessant», sagte Sabel, die Älteste des Stammes, «aber welchen Nutzen soll das haben? Wenn wir etwas aufteilen, dann tun wir das immer so, dass zuletzt alle glücklich sind. Was müssen wir dafür deine Zeichen zu Rate nehmen?»

Odo und Teneak sahen sich an. «Du hast recht, Sabel, wir haben etwas erfunden, das wir gar nicht gebrauchen können!»

«Nicht ganz – die Zeichen für die Mengen könnten wir vielleicht noch brauchen. Bewahrt aber das Wissen um diese Teilen-Sache, denn wer weiß, was die Tage noch bringen!», erwiderte die alte Frau und zog sich wieder in den Schatten ihres Zelts zurück.

Und so kam es, dass Odo und Teneak zwar die Zahlen und das Rechnen erfunden hatten, es aber noch tausend Jahre dauerte, bis man das Wissen wieder hervorkramte und anwendete.

Dann aber war es wichtig, denn wie ihr ja alle wisst, bedeutet das Wissen um die Zahlen und das Rechnen Macht, und dieser Macht bedurften die Skandaj, als viel später Menschen sich sesshaft machten, Städte bauten und Handel trieben. Diese erfanden ihre eigene Art zu rechnen und hätten uns sicher überverteilt, hätten wir es nicht gekonnt.

Und nun geht schlafen und träumt von Odo und Teneak und was für kluge Köpfe sie doch waren!

Notiz Nomis Thider Arbogast, Tan Tan, 16. Mai 1964

3.6 Die Alaju-Wörter *tu*, *katetehe* und *home*

Tu

Verzeichnisnummer ALO146

tu- für, zu, um (um zu), eine sinnstiftende Handlung, etwas erreichen können, ein Sammeln.

Die deutsche Übersetzung «für» wird dem Alaju-Wort nicht gerecht, denn *tu* kann, wie etwa *gadho* (sammeln) oder *medh* (Versammlung/vermitteln), zu den Schlüsselwörtern in der Nienetwiler Kultur gezählt werden.

«Ich tue das für dich» (*epat-tu-je:*) bedeutet nicht einfach, wie in der deutschen Sprache, dass ich etwas für jemanden («dich») mache, sondern es bezieht das gesamte Handeln auf einen Handlungskreis, also auf alle Akteure. Auch das Tun ist ein Sammeln und wird nicht von einem, sondern von allen an der Sammlung Beteiligten gemacht.

Ein Handeln entgegen dem, was als *katetehe* (passend, gut) bezeichnet wird, wird *weskand* (Hand, die Schmerz verursacht) genannt, als eine Ausübung von Macht, die nicht sinnstiftend ist, die nicht gut, also schlechtes Sammeln ist.

Herkunft

Ur-Alaju. Wortstamm: **tu-*

Abb. 18: tu, in der Skandaj-Schrift Ch'apis geschrieben



Katetehe

Verzeichnisnummer ALO196

katetehe- passen; passend sein, zueinander finden, eine Verbindung eingehen, die aus den Menschen oder Dingen, die sich verbinden, mehr entstehen lässt, bzw. die gesamte Sammlung betreffen und diese potenzieren.

Das Wort wird manchmal fälschlicherweise mit «gut» übersetzt. «Gut», ahd. *guot*, also «passend», hatte zwar in früherer Zeit eine ähnliche Bedeutung wie *katatehe*, glich sich in der Bedeutung jedoch mehr und mehr dem lateinischen *bonus* an und führt nun eine Ein- und Ausschließlichkeit mit sich, die in der Nienetwiler Kultur und Gesellschaft nicht vorkommt.

Tatsächlich könnte man *katatehe* auch als Design – allerdings nicht im allgemeinen verstandenen westlichen Verständnis, sondern im Sinn der Nienetwiler Kultur – verstehen. «Gutes Design» wäre dann ein Design, bei dem es nicht einfach um das Entwerfen eines Objektes geht, sondern um eine umfassende Handlung in einer Sammlung mit gleichberechtigten Akteuren. Siehe dazu: «Das Ende von Arbeit und der Anfang von Design», von Amot Nussquammer jun.

Auch: Eine Sammlung ergänzen oder vervollständigen

Auch: Etwas, das fest ineinandergreift

Auch: Ereignisse, Begegnungen usw., die das Gefühl der Vervollständigung erzeugen *katatehe-gadei*:

Im allgemeinen Sprachgebrauch: *akatateheie* = *a katatehe ieh* = es ist «gut», passende, vervollständigend usw.

Es wird auch zusammen mit *jar* in «*katatehe-jar*:» verwendet, also «eine passende (gute) Zeit!».

Ebenfalls die Grußformel «*katatehe-ra*:» im Sinne von «erfolgreicher Tag!»

Für das Wort «gut» im Sinne von lecker, fein usw. wird das Wort *gudi* (aus ahd. *guot*) oder *jo!* verwendet. Entsprechend der Gepflogenheit der Nienetwiler wird jedoch oft das vor Ort gebräuchlichste Wort verwendet.

Wortherkunft: Ur-Alaju. Wortverbindung von Wortstamm **ka-* (sich austauschen/gemeinsam handeln (*gepa*) mit dem Wort *tate* (dorthin) und dem Wortstamm **he-* (werden/wird sein). Man könnte das Wort mit «gemeinsam handeln, um zum Sein zu kommen» übersetzen.

Abb. 19: *katatehe*, in der Skandaj-Schrift Ch'apis geschrieben

Home

Verzeichnisnummer ALO259

home- Der Begriff kann nicht ins Deutsche übersetzt werden.

Das Wort setzt sich aus *hom* = alles/nichts/Null und *ei(a)* = Zeit, Kausalität, Verbindung zwischen Raum und Zeit, Moment des Verstehens, zusammen und bedeutet in etwa das, was das Sammeln ermöglicht und somit alles im Universum möglicherweise sinnvoll macht. Es ist das, was ermöglicht, dass alles im Universum – Materie, Nichtmaterie, Ereignisse usw. – miteinander verbunden werden kann, und ebenso alle jemals möglichen Aspekte eines Seins, Nichtseins oder Ereignisses. Allerdings kann sich jeder Aspekt davon als Ereignis – im Sinn eines Zusammengehens von Materie und Materie, Materie und Nichtmaterie, Nichtmaterie und Nichtmaterie sowie all diesen – und Sinn manifestieren. Kurz: Es ist das, was Natur, Handlung und Erkenntnis, Leben und Niemals-Werden verbindet. Der Begriff ist in keiner Weise religiös besetzt.

Man könnte *home* auch das nennen, was wir als Macht bezeichnen, jedoch nicht als eine hierarchische Gesellschaftsordnung, wie das in der heutigen Zeit gesehen wird, sondern als gemeinsame Ordnung und das Zusammenleben aller Dinge, das durch das Sammeln von sich gegenseitig beeinflussenden Möglichkeiten ausgedrückt wird.

Ebenso gut könnte man den Begriff aber auch mit dem deutschen Wort «Sinn» erklären, also etwas, das Sinn verleiht oder bzw. etwas, dem immer Sinn inne sein muss, weil es sonst nicht *home* ist.

«Dass aus einem Haufen grauen Puddings die Idee für ein Lied, einen Tisch, eine Liebeserklärung kommen kann, ist mehr als nur das Funktionieren von Gehirnströmen. Es ist das, was diesen Hirnströmen Sinn und Leben gibt. Es ist das, was wir *home* nennen.» d'Aciei Arbogast zu Miribal Ciséan, 13. September 1937

Wortherkunft: Ur-Alaju. Wortstamm *o-

Abb. 20: home, in der Skandaj-Schrift Ch'apis geschrieben



3.7 Die Funde der Häuser 6 und 7 in Pompeji

Eine Betrachtung der Diplomatie und des Machtverständnisses in der Nienetwiler Kultur

von Nomis Arbogast

In den 1930er-Jahren wurde in Pompeji am hintersten Ende der «Via di Nola», gleich vor der «Porta di Nola», das sogenannte «hospitium viatores» oder auch «Herberge der Wanderer» (offiziell: Regio III Insula 12, Haus 6/7 – RIIL.12.6 + 7) teilweise freigelegt. Die Grabungsarbeiten, an dieser Stelle angeregt durch d'Aciei Arbogast, wurden jedoch wegen Streitigkeiten um die Wichtigkeit des Hauses beendet und Arbogast der weitere Zugang zu Pompeji versagt.

Aufgrund eines Erdeinbruchs an der nordöstlichen Ecke, die wohl wegen Erdarbeiten an der nahe gelegenen Bahnstrecke ausgelöst wurden, musste 2020 eine Notgrabung eingeleitet werden. Unter der Leitung des Archäologen Teodoro Sassio wurde von der Via di Nola bis zu der Stelle des Erdeinbruchs ein Schnitt von 2 Metern Breite ergraben. Um die Sicherungsmaßnahmen gut durchführen zu können, mussten zudem die Räume 7.2 und 7.5 vollständig freigeräumt und die Mauer hinterfangen werden. Das Gebäude zeigte sich leider in einem relativ schlechten Zustand, da die Außenwand von Raum 7.5 ganz und von dem daneben liegenden Raum 7.3 teilweise eingebrochen war. Dies war wohl noch zur Zeit der Vesuv-Katastrophe und unter dem Druck der auf dem Dach lastenden Asche geschehen.

Dennoch konnten in den Räumen interessante Funde gesichert werden. Am nördlichen Türsturz wurde in Latein UND Alaju der Satz «salvete viatores» respektive «aju-tawait:» – also in etwa «Willkommen Wanderer» – entdeckt. Im Gebäude selbst wurden 71 Gegenstände freigelegt.

Wir wollen uns an dieser Stelle, obwohl es äußerst spannend wäre, nicht mit allen Funden und Befunden beschäftigen, sondern greifen vier heraus, die uns im Zusammenhang mit der Nienetwiler Forschung als besonders wichtig erscheinen. Der gesamte Grabungsbericht wird übrigens voraussichtlich 2023 publiziert werden. Ebenso mögen sich jene, die an Pompeji interessiert sind, in die entsprechende Literatur einlesen; uns fehlt hier der notwendige Platz dafür.

Sozusagen die «Hauptattraktion» ist natürlich die in der nordwestlichen Nische gefundene, fast vollständig erhalten gebliebene Ton-Büste. Sie zeigt möglicherweise, wie es damals teils Sitte war, den Hausherrn, dessen Name allerdings nicht überliefert ist.

Nebst der Büste wurden auch Fragmente von Alaju-Wörtern in Ch'apis-Schrift auf Bleiblechtäfelchen, mehr aber noch auf Birkenrinde gefunden.

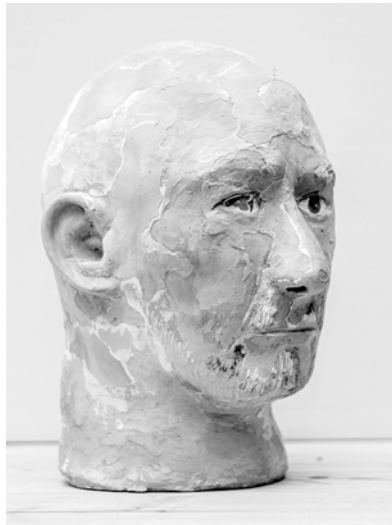
Die Büste

Die lebensgroße Büste (Fundnummer R-III.Ins-12.C-6.N91'859 – siehe Abb. 21) wurde in Ton und hohl gefertigt und zeigt einen erwachsenen Mann. Wahrscheinlich durch die Hitzeeinwirkung bei der Zerstörung Pompejis durch den Ausbruch des Vesuvs ist die Deckschicht mit der Farbfassung des Gesichts zu großen Teilen abgeplatzt. Allerdings sind noch Reste vorhanden und so ist auch die Farbgebung noch relativ gut auszumachen. Die Büste zeigt einen Mann mittleren Alters mit Oberlippen- und Kinnbart. Das Kopfhaar fehlt und ist entweder erodiert oder der Mann wurde mit Glatze dargestellt.

In die Unterseite wurden die Ch'apis-Zeichen für Kopf, Mensch und Mund geritzt, was auf die Initialen SMI deuten könnte.

Da wir davon ausgehen, dass das Haus 6/7 tatsächlich ein «hospitium», also eine Herberge für Skandaj war, könnte es sein, dass es sich bei der Büste um die älteste bis heute bekannte Darstellung eines Skandaj handelt.

Abb. 21: Fotografie der Büste Fundnummer R-III.Ins-12.C-6.N91'859



Schriftstücke

Eines der Bleitafelchen (Fundnummer R-III.Ins-12.C-7.N91'874), das in Haus 7 gefunden wurde, trug folgende Aufschrift:

Atilius Crescens

Ms (mitto salvete?)

*ciconiae ad lacum occ (occidentalem?) Tacape hieme volant
etor*

Die Schrift konnte mittels eines Röntgenverfahrens sichtbar gemacht werden. Das schlechte Latein und der Name **etor** lassen darauf schließen, dass die Nachricht von einem Skandaj namens Etor stammt und an den Römer Atilius Crescens gerichtet war (dieser war ein Freund von Plinius dem Älteren).

D'Aciei Arbogast schreibt in seinen Aufzeichnungen von 1931: «Unsere Überlieferung [bzgl. des Hauses RIII.12.6, Anm. Hrsg.] lässt hier keinen Spielraum für Mutmaßungen. Wir wissen, dass wir [mit «wir» meint er die Skandaj, Anm. Hrsg.] an dieser Stelle ein Haus betrieben haben, in welchem Skandaj nicht nur auf ihren Reisen Rast einlegen konnten, sondern es diente ebenso für allerlei Versammlungen, unter anderem auch mit Zugehörigen der römischen Oberschicht, die sich immer wieder gerne in Pompeji blicken ließen. Anders als im «politischen» Rom waren diese in Pompeji entspannter und Gespräche daher wesentlich einfacher zu führen. Ich verweise dabei gerne auf das Epos «*po wai te nuk*», das die große Wanderung des Skandaj *Nuk* und seine Vermittlungsversuche zwischen den Skandaj-Stämmen und dem römischen Reich zum Inhalt hat. Ab Strophe 547 heißt es da (übersetzt in die deutsche Sprache):

547

Gleich nach dem Tor im Westen

Nan-peti-te-dar-altesan;

Zur Herzseite (links) findest du

Te-alrit-ikoi;

Nach langer Wanderung

Dopo-kann-wai;

Das Haus der Skandaj

Hal-den-skandai;

Dort erhole dich, nuk, im kühlen Garten

Ta-inishbert-nuk-ul-tsuri'ieh-gartha:

548

Im Haus der Skandaj wartet nuk
ul-hal-den-skandai-nuk-alindau;
 Wartet und schnitzt Vögel
alinda-e-xopo-apisteku:
 Auf Plinius wartet er
tu-plini-jari-alindau;
 Mit ihm über Dinge zu sprechen
tu-gepa-iakeleu;
 Dass es den Skandaj besser ginge
deneta-skandai-po-katateheube:

549

Dreissig Vögel hatte nuk geschnitzt
me'tscha-xopo-nuk-apisteku;
 Alle, die er in Pompeji sah
hen-ul-pompei-acantu:
 Als Plinius kam, schenkte er diesem
ah-plini-nu;nuk-a'anu;
 einen Star aus Olivenholz
serexo-atek-od-olipu;
 mit einer Olive im Schnabel
nan.oli.ul.akeii:

Zweitausend Jahre hat sich die Überlieferung gehalten und auch die Wegbeschreibung!»

Auch aus anderen Überlieferungen geht hervor, dass sich verschiedene *ankele* (gewählte Sprecherinnen und Sprecher) in Rom, Baiae oder Pompeij mit Vertretern der römischen Oberschicht, inklusive Abgesandten der Kaiser, trafen. Meist geschah dies, um Rechte für die Skandaj auszuhandeln, denn mit der Ausdehnung des römischen Reiches und der Errichtung des nördlichen und später östlichen Limes sowie dem teilweise verhängten Reiseverbot wurde das Nomadisieren der Skandaj immer stärker eingeschränkt.

Das Konzept der Staatsmacht ist nicht in der Nienetwiler Gesellschaft verankert. Als nomadisierendes Volk gab es keinerlei Notwendigkeit für hierarchische Gesellschaftsstrukturen. Im Gegenteil, der Aufbau jedwelcher Machtstruktur, sei es die von Häuptlingen oder anderem, war nie gut gegangen. Im Gegensatz zu nomadischen Gruppen, die stets beisammenblieben und quasi

als Großfamilie oder fahrende Gemeinde umherzogen, trennten sich die Skandaj immer wieder. Einzelne Individuen oder kleinere oder größere Gruppen spalteten sich temporär oder auf Dauer von einer Hauptgruppe, die zwischen zwanzig und vierzig Personen betrug, ab.

Wichtiges Wissen musste also in der gesamten Gesellschaft verteilt sein, und die größeren Gruppen achteten sehr darauf, dass Neuankömmlinge nicht nur schnell mit dem Wissen ihrer Gruppe vertraut gemacht wurden, sondern ebenso schnell ihr Wissen an die Gruppe weitergaben. Wissen auf wenige oder gar Einzelne zu verteilen, kam für die Skandaj nie infrage, da das Risiko, dass diese Person sterben und ihr Wissen mitnehmen würde, viel zu groß war.

Dass nun eine einzige Staatsmacht einen so großen Teil ihres Lebensraums beherrschte, zwang die Skandaj dazu, Strategien zu entwickeln, die es ihnen erlaubte, ihren Lebens- und Gesellschaftsstil im römischen Reich möglichst unbehelligt weiterzuführen. Hier kam unter anderem die Diplomatie ins Spiel.

Das Haus in Pompeji diente den Skandaj also nicht nur als Herberge, sondern – und das war wohl der wichtigere Teil – als Ort des Austauschs und der Diplomatie. Die im «*po wai te nuk*» geschilderte Begegnung mit *Plinius dem Älteren* hat sich kurz vor der Zerstörung Pompejis zugetragen. Und Nuk bittet Plinius nicht nur, in seinen Geschichten nicht von den Skandaj zu schreiben, sondern warnt ihn auch vor einem Ausbruch des Vesus:

553

Nur wer einen Namen trägt
matra-den-bar-nan-ten;
 Nur wer eine Familie hat
matra-den-na-nan-gala;
 Nur wer ein Haus besitzt
matra-den-na-nan-hut;
 Nur wer Land besitzt
matra-den-na-nan-gartha;
 Fühlt die Hand der Macht Roms
aketo-kiuskand-den-rumak:

554

Nenne nicht unsere Namen
na-ikele-inelai-ten;
 Nenne nicht unser Volk

na-ikele-inelai-skai;
 Was wir einst vereinbarten
ai-gepakel-re-jar;
 Gelte durch die Zeit
Aju-ul-jar:
 Wir aber geben dir Wissen
ati-kwasi-aibar:

In 557

Deine Nachrichten bringe ich
Inelikir-ebar;
 Behütet am Bein
eta-wai-eschurio;
 Bis weit in den Norden
pokani-ta-neterital;
 Zu Taillo tragen
ebar-tate-taillo;
 Auf dass er verstehe
Ah-ikwasio:

559

Nun aber weiser Mann
eia-kwasi-mato;
 Werden wir weiter wandern
aiwaio-waiwaio;
 Das Haus und alle Dinge geben wir
hal-e-hen-gabe-aiano;
 Der Macht des wütenden Vulkans
te-moru-den-volcano:
 Wir aber bleiben frei!
ati-ai'ieho-zeieh:

Es war und ist den Skandaj stets wichtig, dass jeder Kontakt zu Sesshaften oder anderen nomadisierenden Stämmen jeweils nach dem Prinzip der Gegenseitigkeit verlief, das heißt, dass alle Beteiligten einen Nutzen davon hatten. Dies nährte sich aus der Einsicht, dass «gutes» – oder wie es im Alaju heisst: *katetehe* = passendes, also etwas aus einem Zusammenkommen vermehrendes – Sammeln, also *gadh*, stets das Ziel einer Handlung sein sollte. Dass etwas, das zwi-

schen zwei Parteien geschah, diese beiden in ihrem Sein mehrte, ihnen mehr Handlungsmöglichkeiten, mehr Seinsmöglichkeiten gab, musste das Ziel des Sammelns sein, und so gestaltete sich auch die Diplomatie der Skandaj.

Hier kann man auf das oben erwähnte Bleitäfelchen mit der Nachricht an Atilius Crescens eingehen. Es handelt sich um die Nachricht, dass die Störche im Winter an den See bei Tacape (heute Gabes in Tunesien, der See existiert heute nicht mehr; die Senke wird Chott el-Jérid genannt) fliegen. Eine Information, die sicherlich für Plinius bestimmt war und ihm gewiss gefallen hat. Welche «Gegenleistung» die Skandaj für diese Information bekamen, ist nicht bekannt. Das Lied «*po wai te nuk*» könnte allerdings darauf hindeuten, dass sie weiterhin in seinen Schriften unerwähnt bleiben wollten.

Nebst der «Maxime» der Gegenseitigkeit war und ist noch heute der Begriff *inelasu* = ihn/sie bei sich belassend, wichtig. Er könnte vereinfacht mit Nichteinmischung übersetzt werden. Die Nichteinmischung meint, dass man sich nicht in die Angelegenheiten von anderen einmischt, wenn dies nicht im Sinne eines *medh* (Versammlung) gewünscht ist. Ebenso wie die Skandaj sich nicht in fremde Angelegenheiten mischten, wollten sie auch nicht, dass man sich in die ihren einmischte. Dazu gehörte vor allem, dass man erst gar nicht wusste, dass es sie gab bzw. das Wissen darum nicht weitergab.

Dass sich einzelne Skandaj immer wieder zum Beispiel als Griechen oder Angehörige anderer Völker ausgaben, passt dazu sehr gut.

In diesem Sinn geben die in Pompeji gefundenen Objekte einen kleinen Einblick in das Verständnis von Macht in der Nienetwiler Kultur. Eine im Austausch mit anderen Kulturen gefährliche Gratwanderung, die wohl nur deshalb gelang, weil man sich der Macht, also des Sinn Mehrenden im Sammeln, bewusst war und das eigene Handeln stets ethisch hinterfragte.

Dies muss offensichtlich bei den jeweiligen «Partnern» aus anderen Kulturkreisen auf Respekt gestoßen sein, denn es ist nicht anders zu erklären, wieso sich die Nienetwiler Kultur über all die Jahrtausende und in all den seit Uruk gegründeten Reichen sonst hätte behaupten können.

3.8 Autobiografie von Miribal Ciséan (Teil 3)

THE ALAJU SETTLEMENT

Von Miribal Ciséan

KAPITEL 3 – 1936 bis 1940

Ophelia

September 1936

Acíel kam einen Monat nach dem Anschlag auf Ophelia nach Paris. Das Erste, was er tat, war, mit einem ungeheuer großen Blumenstrauß bei der kurz zuvor aus dem Hospital entlassenen Ophelia vorzusprechen.

Nach etwa einer Stunde kam er aus ihrem Zimmer und zu mir an die Réception, wo ich gerade einige Dinge besprach. Er blieb vor mir stehen und lächelte mich an. «Nun bist du also nicht mehr die Prinzessin.» «Ich werde nie die Königin sein, Acíel, und das ist auch gut so. Wir müssen uns unterhalten. Hast du Zeit?» «Für dich habe ich immer Zeit, Miribal. Gehen wir irgendwohin, wo wir ungestört sind.»

Also fuhren wir mit dem Aufzug zu meiner kleinen Wohnung, die aus zwei Zimmern bestand, die wir zusammengelegt hatten. Es war ein Wohnzimmer und etwas, das auch ein Schlafzimmer hätte sein können, aber außer dem Bett erinnerte nichts daran. Ich schämte mich etwas, denn es sah mehr aus wie eine Studierstube und fing langsam an, sich dem Atelier von Acíel anzugleichen.

Seltsamerweise ging ich davon aus, dass er über dasselbe sprechen wollte wie ich, nämlich seine mögliche Vaterschaft, aber als wir uns gesetzt hatten, kam er gleich zur Sache: «Ich habe bereits vor drei Tagen, gleich als ich das mit Ophelia erfuhr, ein Telegramm nach London geschickt. Du bist raus aus der Sache!»

«Welche Sache?», fragte ich, denn ich hatte ja ein gänzlich anderes Thema im Kopf.

«Deine Tätigkeit als Informantin natürlich. Es ist zu gefährlich. Ich habe London mitgeteilt, dass sie auf deine Dienste verzichten müssen und es den Profis überlassen sollen.»

«Habe ich dabei nichts mitzureden?»

«Nein, Miribal, in diesem Fall nicht. Ich habe dich da reingezogen und ich nehme dich auch wieder raus.»

«Kaum bist du Vater, da fängt die Bevormundung schon an!», platzte es aus mir heraus.

«Was redest du da?» «Ich ... Meine Mutter ist gestorben.»

«Ich habe davon gehört. Es tut mir sehr leid.»

«Es wird dir noch mehr leidtun, wenn ich dir erzählt habe, weswegen ich dich hergebeten habe.» Ich weiß nicht weshalb, aber ich war plötzlich wütend und Zorn und Trauer und was weiß ich was für Gefühle wallten in mir hoch wie überkochende Milch. Tränen schossen mir in die Augen und meine Hände fingen an zu zittern.

«Miribal, was ist denn mit dir?», fragte er erschrocken.

«Kannst du dich erinnern, wo du im Mai 1901 gewesen bist?»

«1901? Miribal, das ist eine Ewigkeit her. Lass mich überlegen ... Ich war in Wien, aber erst Ende Juli. Davor war ich wohl in Reims bei den Ausgrabungen. Aber weshalb fragst du das?»

«Hast du dir auf dem Weg nach Paris Essen und Unterkunft mit Singen und Geschichtenerzählen verdient?»

«Ja, aber wieso weißt du das?»

Ich konnte ihm nicht mehr antworten, denn ich rutschte von der Kante des Sessels, auf dem ich gesessen hatte, und fiel ohnmächtig zu Boden. Es war wohl alles etwas viel für mich, und eine Ohnmacht schien meinem Körper wohl gerade die richtige Lösung zu sein.

Als ich die Augen wieder aufschlug, lag ich auf meinem Diwan und Aciel saß neben mir.

«Miribal, hast du mir etwas zu sagen?»

Ich lächelte ihn schüchtern und traurig an. «Auf dem Tisch in meinem Schlafzimmer liegt ein brauner Umschlag. Mach ihn auf und lies ihn, aber bevor du das tust, möchte ich dir das hier zeigen.» Ich knöpfte den obersten Knopf meiner Bluse auf, holte die kleine Kette hervor, streifte sie mir über den Kopf und streckte sie ihm entgegen.

Zum ersten Mal, seit ich ihn kannte, sah ich ihn sprachlos. Er sah mich mit großen Augen an, stand auf und holte den Brief. Er las ihn, mitten im Wohnzimmer stehend. Als er fertig war, kniete er sich neben mich auf den Boden und gab mir einen Kuss auf die Wange.

«Das alles ist wahr. Mehr kann ich dazu nicht sagen. Ich wusste immer, dass dich irgendetwas mit den Skandaj verbindet. Kein Mensch heißt sonst Miribal. Aber das – das hatte ich natürlich nicht geahnt. Nun, da ich es weiß, ist dies der glücklichste Augenblick in meinem Leben!»

All das ist wirklich so geschehen. Ich weiß, es hört sich an wie aus «Days of Our Lives», aber das kann ich nicht ändern. Mein Leben verlief bis zu diesem Tag ja auch so. Nicht immer natürlich, sonst würde ich hier an einer zwanzigteiligen Roman-Reihe schreiben, aber doch immer wieder. Nun bin ich eigentlich kein romantischer Mensch und dem Kitsch bin ich ganz und gar abgeneigt, aber wenn der Mond über Paris aufgeht und den Eiffelturm in silbernes Licht taucht, soll ich mich dann prügeln, dass mir nicht ein Ah! oder Oh! über die Lippen kommt?

Wie auch immer. Es versteht sich von selbst, dass das ein einschneidender Moment in meinem und Aciels Leben war. Doch die Welt wollte uns nicht die Ruhe gönnen, dass wir uns damit beschäftigen konnten. Ophelia war seit dem Anschlag sehr geschwächt. Sie saß im Café unter den Bäumen und schaute den Passanten nach. Sie hatte auch keine Lust mehr, sich zu frisieren und all das, und als Aciel sie an einem sehr warmen und schönen Herbsttag in einem kleinen Park bei uns in der Nähe zeichnete, da war sie kaum wiederzuerkennen. Nur ihr manchmal etwas süffisantes Lächeln und die wachen Augen waren geblieben.

In Spanien wütete ein Bürgerkrieg und schwemmte Abertausende Spanier nach Paris. Sehr zum Unwillen der Nationalisten, die sie, wie Franco, lieber erschossen hätten.

Unsere Forschungen an der Herkunft des Alaju lag ebenso brach wie meine eigenen Versuche, dieser Sprache näherzukommen.

So ging das Jahr 1936 in einer fast schon schwülen Dezembernacht zu Ende. Und ich hatte eine Mutter verloren, eine andere fast verloren, und einen Vater gewonnen.

Ab Mitte Januar 1937 ging es Ophelia merklich schlechter. Der Arzt sagte, dass eine innere Verletzung wieder aufgebrochen sei. Ich war jeden Tag im Hospital, wohin sie wieder verlegt worden war, und schaute zu ihr.

Ophelia starb am 3. Februar 1937 um 14.04 Uhr. Ich war bei ihr und hielt ihr die Hand. All das Leben, dachte ich mir. Siebenundsiebzig Jahre hatte sie das Leben mit offenen Armen umfassen und mit Lust an ihre Brust gedrückt. Und nun war es dahin. Ich sah in ihr friedliches verrunzeltes Gesicht und dachte an den Tag zurück, als sie im Hospiz Sainte mère d'espérance ihren Sohn Frederic besuchen kam. Es kam mir vor wie gestern, und doch lag ein halbes Leben zwischen jenen beiden Tagen. Was aus mir geworden wäre, wenn sie nicht gewesen wäre? Was wäre aus mir geworden?

«*Inaube koiu inelie rada*» (Du hättest deinen Weg gefunden), sagte Aciel hinter mir. Er war eben erst eingetreten und ich hatte ihn nicht gehört. «*Naube*

ekoïu?) (Hätte gefunden?), antwortete ich. Ich war mir nicht sicher, ob ich tatsächlich meinen Weg gefunden hätte.

«*Sum aradao koi'i*» (Mancher Weg findet dich), sagte er. «*Aj, sum*» (Ja, mancher), antwortete ich.

Es gäbe so viel, was ich über Ophelia erzählen könnte, dass dies gewiss drei Bände füllen würde. Und es wäre mit Sicherheit ein Renner in den Buchhandlungen. Doch in diesem Buch geht es nicht um uns Menschen, es geht um einen roten Faden, den wir zu erhaschen und uns daran festzuklammern suchen.

Die Beerdigung fand drei Tage später, an einem Samstag, auf dem Cimetière de Passy statt. Es war fast irgendetwas zwischen Staatstrauertag und 14 Juillet. Wirklich alle, die etwas auf sich hielten, kamen. Und ihre Freundinnen und Freunde, die manchmal zu wenig, manchmal zu viel von sich hielten, kamen auch. Es waren mehr als achthundert Leute. Da wir nur drei Tage Zeit hatten, die Begräbnisfeier vorzubereiten, herrschten im Scheherazade Zustände wie an einer Kriegsfront. Während hier und dort Befehle gebrüllt wurden, wischte man andernorts Tränen weg und tat, was getan werden musste. Die Feier war nur für geladene Gäste, anders wäre es gar nicht gegangen. Aber auch so hielt sich fast niemand daran, ob er oder sie eingeladen worden war. Das Volk strömte nach der Beerdigung wie eine Woge auf das Scheherazade zu. Zum Glück waren nur drei der «Gallier» wegen des Totschlags an den beiden Attentätern festgenommen worden. Die anderen drei standen vor dem Eingangsportal und machten «auf dicke Hose», wie die jungen Leute heute sagen.

Als spät nachts nur noch wenige unserer Freunde da waren, stimmte Aciel eines seiner Lieder an und uns allen lief es kalt den Rücken hinunter. Und wieder einmal beobachtete ich, dass man, obwohl man kein Wort kannte, das er sprach, dennoch fast jedes Wort, zumindest aber den Sinn des Gesungenen, verstand.

Heute ist mir bewusst, dass der egalitäre Gedanke, der in allem, was die Skandaj tun, dermaßen in ihnen verankert ist, dass selbst die Sprache darauf angelegt ist, dass möglichst alle gleichermaßen Anteil daran haben können.

Arbogast, der Maler

Aciel Arbogast, auch d'Aciel Arbogast, Skandaj, Nienetwiler und mein Vater. Es wird Zeit, dass ich über ihn schreibe.

Aciel ist kein großer, starker Mann, er ist etwa gleich groß wie ich, hat eine markante Nase, ein Bäuchlein und graues Haar. Sein Gesicht ist wie der Himmel der Bretagne, manchmal kühl und kalt, manchmal traurig grau und

manchmal ein sturmverheißender Herbstnachmittag am Meer, ein sich in einem fort abwechselndes Mienenspiel von Erregung, Freude, Zorn, Aufgewühltheit, Lachen und seinem überall und immer durchscheinenden Ernst. Seit ich ihn kenne, betreibt er nicht nur Forschung über die Nienetwiler Kultur, sondern er singt auch, musiziert und, zur Erheiterung der meisten, er malt und zeichnet.

Zwei seiner Bilder hängen ja auch, ich erwähnte es bereits, im Scheherazade. «Leih mir dein Ohr» hängt in der Bibliothek. Das Bild, das er im Herbst vor Ophelias Tod gezeichnet hat, war zwar kein Meisterwerk, doch hatte er sie gut getroffen, und so hängt diese Zeichnung nun neben weiteren Porträts von ihr im Foyer.

Aciel weiß selbst, dass er kein großer Künstler ist, und er wird mir nicht gram sein, wenn er diese Zeilen liest, denn egal ob er nun malt, singt oder seinen Forschungen nachgeht, stets ist er daran interessiert, mehr über das herauszufinden, was er tut. Was ist Kunst?, fragte er sich und begann zu malen und zu entdecken, was es an Stilen gibt, welchen geschichtlichen Hintergrund die Stile haben oder was welche Vertreterinnen und Vertreter einer Kunstrichtung dazu bewegte, sich eben so und nicht anders ausdrücken zu wollen. Mit kindlicher Neugierde hat er sich mit ihnen darüber unterhalten und manchmal Fragen gestellt, die denen derart auf die Nerven gingen, dass sie ihn wütend im Café sitzen ließen oder aus ihren Ateliers warfen. Sahen sie ihn dann aber wieder im Scheherazade, dann kramten sie zum Beispiel eine Skizze aus der Manteltasche, gaben sie ihm und sagten sowas wie: «Darüber solltest du dir einmal Gedanken machen!» Und er sah dann die Linien oder Farbkleckse stundenlang an, bis er entweder lachte und sofort in sein Atelier verschwand oder aber wütend damit herumfuchtelte und ausrief: «Ich verstehe das einfach nicht!»

Einmal wartete er mit einem Bild in unserem Café, bis Picasso kam. «He du», rief er ihm zu, «ich habe etwas für dich!» Picasso kam etwas ungehalten ob der Begrüßung an seinen Tisch und Aciel übergab ihm ein Blatt Papier. Ich habe keine Ahnung, was darauf war, aber Picasso sperrte sich danach zwei Wochen lang in seinem Atelier ein, und als er wieder rauskam, sprach er drei Monate kein Wort mit Aciel.

Aus purem Jux stellte Aciel einmal eine Staffelei an der Seine auf, dort, wo immer alle Maler zu finden waren. Dann saß er den ganzen Tag vor der Staffelei, trank und starrte die Leinwand an. Er tat all dies so theatralisch, dass immer wieder Leute bei ihm stehen blieben. Ganze Gruppen von Schaulustigen, Künstlerinnen und Künstlern standen um ihn herum und diskutierten, welch

ein innerer Zwiespalt ihn wohl vom Malen abhalte. Menschen brachten ihm Wein und Brote mit Käse und sprachen ihm aufmunternd zu. Gegen Abend, es hatte kaum noch Licht, da nahm er einen Pinsel, nahm schwarze Farbe aus der Tube auf sein Mischbrett oder wie man den Dingen sagt, auf denen die Farben gemischt werden, und malte eine sanft gebogene Linie vom linken zum rechten Bildrand. «Weniger geht nicht», sagte er, packte alles ein und ging.

Es gab einen richtigen Tumult, so empört waren die Leute. Später erzählte er mir, dass er am Nachmittag aus den Gesprächen mehr über Kunst erfahren habe als in seinem ganzen Leben davor.

Aciel meinte einmal, dass es nicht wichtig sei, etwas zu können. Vielmehr sei es wichtig, es verstehen zu wollen. «Wenn wir einen Tisch bauen wollen, ist es weniger wichtig, ob wir das auch können. Wir sprechen mit dem Holz, wir sprechen mit der Form, die entstehen soll, und wir sprechen mit den Werkzeugen. Wenn wir uns einig sind, wie wir vorgehen wollen, dann tun wir das. Es ist ein Austausch, ein Lernprozess. Wenn du dich mit jemandem aus einem anderen Land unterhältst, auch wenn du nur wenige Brocken seiner Sprache sprichst, erfährst du doch aus erster Hand mehr, als dich ein Buch oder eine Zeitung lehren könnte. So ist es auch, wenn ich einen Tisch bauen will. Wenn ich scheitere, ist das weit weniger schlimm, als wenn ich es nicht versucht hätte. Im schlimmsten Falle rufe ich einen Möbelschreiner, der für mich das Werk vollendet!»

Amot

Es war Mitte 1938, als Aciel mich einmal bat, für ihn Modell zu stehen. «Picasso und ich haben uns wieder gestritten. Er malt nun diese Bilder, auf denen die Menschen so schrecklich verzerrt sind. Ich weiß nicht, was dahintersteckt, und er wollte es mir partout nicht erklären. Ich will das ausprobieren und sehen, ob ich dahinterkomme.»

Natürlich habe ich ihm das nicht abgeschlagen. Es würde mir die Möglichkeit geben, Zeit mit ihm zu verbringen und ihn über das Alaju auszufragen. Wir trafen uns in seinem Atelier, dem immer noch gleich überfüllten, chaotischen Raum, und er bat mich, mich am Tisch hinzusetzen und den Kopf auf eine Hand zu stützen. Er brauchte nicht lange und hatte eine recht passable Skizze gefertigt. Dann wollte er aber weitermachen und fing an, auf eine Leinwand zu malen. Sein Gesicht ahmte wieder die bretonische Küste nach und er fluchte und kicherte und murmelte und es war eigentlich nicht zum Zuschauen. Zu alledem hatte ich nicht ein einziges Mal Gelegenheit, ihn wegen des Ala-

ju auszufragen, denn er machte immer «Psst», wenn ich etwas fragen wollte. Irgendwann gegen Abend war er fertig. «Miribal, ich glaube, ich bin fertig!»

Wir sahen uns das Bild an und ich konnte keinen Unterschied zu Picassos Dora-Porträt, das alle so wunderbar fanden, erkennen. Allerdings muss ich zu meiner Schande gestehen, dass ich von Kunst nicht das kleinste bisschen verstehe und etwas einfach farbig oder nicht farbig finde, und manchmal gefällt mir etwas und manchmal nicht.

«Was hältst du davon?», fragte er mich schüchtern. «Es ist farbig. Ja und ich erkenne meine Nase!»

«Nun, vielleicht wird es unserem Gast besser gefallen.» «Du erwartest doch nicht Picasso! Der wird dich auseinandernehmen wie ein Matador seinen Bullen!» «Ach, was denkst du denn. Picasso!» Und in dem Moment klopfte es an die Tür.

Aciel ging hin, öffnete sie und sprach leise ein paar Worte mit dem mir noch verborgenen «Klopfer». «Ach, das tut mir leid, Amot», sagte er dann lauter, «ich habe wirklich vergessen, dass du kommst! Nun komm schon rein und begrüße Miribal, meine Tochter und ungnädigste Kunstkritikerin im ganzen Reiche Napoleons.»

Herein trat ein älterer Mann, schüchtern sein graues Haar zurückstreichend, nachdem er den Hut abgenommen hatte.

Er war einiges größer als Aciel, schlank und mit tief liegenden, intelligenten Augen. Sein Mund war zu einem Lächeln verzogen, das mir zeigte, dass es ihm grad nicht wohl war in seiner Haut. «Mademoiselle Arbogast, es ist mir eine große Ehre, Sie kennenzulernen.» Er fasste meine Hand und hauchte ihr einen züchtigen Kuss entgegen. «Mein Name ist Amot Nussquammer. Aciel und ich sind Kollegen bei der Nienetwiler Forschung.»

«Es freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen, Monsieur Nussquammer. Mein Nachname ist aber übrigens Ciséan, nicht Arbogast.»

«Oh, Verzeihung, Madame Ciséan.» Es hörte sich etwas enttäuscht an.

«Mademoiselle ist schon richtig, Monsieur Nussquammer, aber wenn Sie ein Freund von Aciel sind, dann sagen Sie doch bitte Miribal zu mir.»

«Miribal, dann nennen Sie mich Amot», säuselte er etwas verlegen und küsste noch einmal meine Hand.

«Das reicht jetzt an Begrüßungszeremonie, das Essen, Leute, wir wollen doch etwas essen!»

Irgendwie hatte er es geschafft, in den drei Minuten, in denen ich mich mit Amot unterhielt, Wein, Brot, Käse, Salami, Oliven und Orangen auf den Tisch

zu zaubern. «Setzt euch hin, ihr zwei. Wein?» Auf eine Antwort wartete er nicht und stellte eine Flasche Rotwein auf den Tisch.

Ich brauche über den Abend nicht mehr viele Worte zu verlieren. Amot ist zwei Jahre später mein Mann geworden. Er war doppelt so alt wie ich, aber aus irgendeinem Grund hat es mich zu ihm hingezogen.

Erst viele Jahre später erfuhr ich, dass das alles Aciel eingefädelt hatte. Von wegen ein Bild malen!

Aber das Jahr ließ mir wenig Zeit für Amot. Der Zweite Weltkrieg hatte begonnen. Deutschland war in Österreich einmarschiert, und auch sonst auf der Welt war der Teufel los. Es war furchtbar. Die Repressalien gegen die Scheherazade waren so groß geworden, dass immer mehr Gäste fernblieben. Da wir nie einen Unterschied gemacht hatten, woher jemand kam, welcher Religion oder Staatsbürgerschaft er angehörte oder welche Hautfarbe er oder sie hatte, drangsalierten uns die Schergen von Déat und Doriots derart heftig, dass ich mich im Herbst 1938 entschied, das Scheherazade zu schließen. Ja, ich gab dem Druck nach. Ich wollte kein Haus leiten, das sich dem immer offener gezeigten Antisemitismus und dem Nationalismus beugt. «Wenn wir einmal keinen Spaß mehr haben können, dann machen wir dicht!», hatte Ophelia einmal gesagt, und so taten wir es auch.

Am 4. Oktober gaben wir ein rauschendes Fest, zu dem noch einmal alle unsere echten Freunde eingeladen waren.

Und das war es dann. Aciel und einige Freunde, darunter auch der mir einmal von Aciel vorgestellte stellvertretende Schweizer Botschafter, halfen mir noch im gleichen Monat, eine Firma zu gründen, die die Vermietung und all das von der Schweiz aus ermöglichen würde. Dank dieser «Finte» besitze ich das Haus noch heute, denn während der Besatzungszeit ließen wir es geschlossen, und ein kleines Emaille-Schild mit dem Schweizerkreuz darauf sorgte dafür, dass die Deutschen es nie anrührten. Nach dem Krieg ließ ich das Haus renovieren. In den oberen Stockwerken vermietete ich Zimmer an Künstlerinnen und Künstler und Skandaj. Im Erdgeschoss gibt es noch immer ein Bistro und eine Kunstgalerie.

Da ich nun keine Bleibe mehr hatte, bot mir Amot an, in seine Wohnung zu kommen. Ich war mir erst nicht sicher, ob ich das wollte, aber Amot war so charmant und auch Aciel redete auf mich ein, sodass ich das Angebot schließlich annahm.

In der Wohnung – sie hatte ganze sechs Zimmer – war kaum eine Wand ohne Bücherschränke. Es war, als lebte man in einer Bibliothek. Amot gab mir ein schönes Zimmer, das tatsächlich noch nicht vollgestellt war. Das änderte sich

sofort, nachdem ich eingezogen war und die Umzugsleute kistenweise meiner eigenen Bücher und Regale aus dem Scheherazade mitbrachten. Amot schaute sich das Treiben belustigt an und schüttelte den Kopf. «Und ich dachte, dass du ein wenig Ordnung in die Wohnung bringen würdest!»

«Ich halte es da mit Aciel: Je mehr Zeug herumsteht, desto größer ist die Chance auf eine Entdeckung!»

«Aciel hat so viel Zeug herumstehen, dass er sich selber kaum noch findet. Es ist so viel, dass ich sogar dich fast übersehen hätte.» Kaum wurde er gewahr, was er gesagt hatte, schaute er etwas verlegen in der Wohnung herum. Immerhin waren wir zu dieser Zeit noch nicht ein Paar, er hatte im Haus sogar herumgezählt, ich sei seine Haushälterin (was ihm natürlich kein Mensch geglaubt hat). Ich gab ihm einen Kuss auf die Wange. «Danke, Amot, dass ich hier wohnen darf.» Dann drehte ich mich um und besah mir die Bücherschränke. «All diese Bücher, Amot, ich werde die nie alle lesen können.» «Ach, das brauchst du auch nicht, das meiste ist altes Zeug von alten Männern geschrieben.»

Das Treffen der Skandaj

1939: Kriegsjahre und Hektik. Jeder, egal was heute behauptet wird, wirklich jeder, der noch alle beisammen hatte, wusste, was auf Frankreich und die Welt zukommt. Deutschland griff Polen an und in Frankreich baute man mit voller Kraft an der Maginot-Linie. Aber wen das interessiert, kann ein Geschichtsbuch lesen. Hier will ich nicht davon berichten. Aber vom Treffen der Nienetwiler. Einem letzten Treffen «vor dem großen Krieg, den vielleicht nur wenige von uns überleben werden», wie Aciel einmal sagte.

Das Treffen fand am Freitag, 15. September 1939 in einem großen Saal in einem Hotel in Genf statt. Leider versäumte ich, den Namen des Hotels in mein Tagebuch zu schreiben, aber am Tag zuvor, bei unserer Ankunft, schrieb ich:

«14. September 1939: Wir sind gestern in Genf angekommen. Im Hotel tuschelte das Personal wegen der vielen Fremden, die hier eintrafen. Am Abend trafsich Aciel mit mehreren Leuten. Amot und ich durften nicht dabei sein. Ich kann nicht sagen, was los ist, aber im Hotel wimmelt es von Menschen aus allen Ländern der Welt. Die vom Hotel meinen, das sei ein Kongress vom Roten Kreuz.»

Am nächsten Tag um halb zehn Uhr morgens gingen wir in den großen Saal. Der Saal war wirklich seltsam bestuhlt – nicht wie sonst üblich alle in Reihe nach vorne gerichtet, sondern alle im Kreis um ein Zentrum von etwa drei Meter Durchmesser. Amot und ich nahmen in der äußersten Reihe Platz. Als der

Saal voll war und niemand mehr hereinkam, war es erst mucksmäuschenstill. Dann erhob sich eine schwarze Frau und ging in die Mitte der offenen Fläche zum Mikrofonständer. Leider war mein Alaju zu dieser Zeit noch nicht so gut, dass ich alles verstanden hätte. Sie gebrauchte viele Wörter, die mir nicht bekannt waren. Aber aus den Gesprächen mit Aciel und anderen kann ich das, was an dieser *Ta-tscha-ue-medh* [Zusammenkunft der 42 Stämme, Anm. Redaktion], wie die Zusammenkünfte der Nienetwiler von ihnen genannt werden, ungefähr zusammenfassen:

«Alle, die hier sind, seien auf das Beste willkommen geheißen. Ich bringe Grüße unserer Stämme aus Afrika, die nicht hier sein können. Die Welt, das wissen wir, geht einem neuen großen Krieg entgegen. Alle machen sich bereit. In Afrika bereiten sich die Kolonialmächte vor und verschieben Truppen und Material. Wir haben unter mehr Repression zu leiden als bisher.

Da Franzosen, Deutsche, Italiener, Belgier und Engländer und die anderen Kolonialmächte nun über Flugzeuge verfügen, die weit über das Land fliegen können, fällt es uns schwer, uns weiter zu verstecken. Mischen wir uns aber unter die Menschen in den Dörfern und Städten, sind wir demselben Terror ausgesetzt wie sie. In ganz Afrika gibt es, soviel ich weiß, noch achtzehntausendneuhundertundeinunddreißig von uns. Was wird aus uns werden? Wo sollen wir hin in dieser Zeit, wo wir überall gesehen werden? Unser *medh* dauerte einundzwanzig Tage – gleich lang, wie ein bebrütetes Ei benötigt, um ein neues Huhn zu schaffen. Wir sind uns einig geworden, dass allen freigestellt werden soll, was sie nun tun wollen. Doch wozu ist dieser Ratschlag nütze? Wir können nicht einfach in die Schweiz oder Nordamerika – wir sind schwarz! So nennt uns der Westen: schwarz. Wo also sollen wir hin, und was sollen wir tun, um unser Erbe zu retten? In Europa will dieser Hitler Krieg anfangen und alle anderen Staaten sehen einfach zu. Selbst hier in der Schweiz nennen sie alle von uns einfach Neger. Sollen wir nach Europa kommen? In Amerika leben viele von uns die wie Dreck behandelt werden. Dort gilt das Gesetz der Weißen. Wir dürfen nicht in dieselben Schulen, haben nicht dieselben Rechte und werden noch immer behandelt, als wären wir Menschen zweiter Klasse. Sogar uns Skandaj ist es fast unmöglich, dort Fuss zu fassen. Bliebe noch Argentinien. Aber Ortiz meint es zwar gut mit der Demokratie, aber weniger gut mit den Schwarzen. Also, ich bitte die *medh*, mir heute einen Vorschlag zu machen, was wir tun sollen, um das Erbe der *mti'a* [*Mti*, Swahili für Bäume; *mti'a* = ein Stamm der Skandaj in Afrika, Anm. der Red.] zu retten. Ich danke euch.»

Die Frau ging an ihren Platz zurück und ein kleiner hellblonder und rotköpfiger Mann ging zur Mitte. «Freundin, gerne würde ich dir sagen, dass in

Island eine Heimat für euch wäre, aber das kann ich nicht. Ich bezweifle nicht, dass ihr euch an die tiefen Temperaturen und unser Essen (ein Lacher ging durch den Saal) gewöhnen würdet, aber die dänische Regierung mag euch ebenso wenig wie der Rest der Welt. Wieso das so ist, weiß ich nicht. Auf ganz Island haben wir genau drei Menschen aus Afrika. Aber ich kann euch eines versichern: Wir haben vierzehn Millionen dänische Kronen auf der Bank und wir werden dieses Geld dafür ausgeben, dass alle Skandaj in Sicherheit leben können. Ich weiß, es hört sich hart an, wenn ich das sage, denn wer sind wir, dass wir nur die Skandaj retten? Aber irgendwo müssen wir anfangen, und ich sage, dass das, was wir seit Aberhunderttausenden von Jahren weitergetragen haben, es wert ist, gerettet zu werden. Wichtiger als wir ist doch, dass die Gewissheit, dass das, was uns umgibt, den Menschen ebenso formt wie der Mensch das, was ihn umgibt. Und gerade jetzt, vor einem neuen großen Krieg, ist es das, was wir am meisten schützen sollten. Ihr alle wisst es. Es gab einst nur noch ganz wenige von uns. Verteilt über die ganze Welt haben wir überlebt und Kinder gezeugt und unser Wissen, unsere Gewissheit über diese Welt weitergetragen. Es mag sein, dass es einst eine Zeit geben wird, in der alle Menschen sich den wirklich wichtigen Dingen zuwenden können, nämlich der Mehrung von Wissen und Können um deren selbst willen, und nicht zum Überleben. Aber jetzt, in diesen Tagen, müssen wir retten, was wir retten können. Ich danke euch!»

Ein großer Mann stand auf und bahnte sich seinen Weg in die Mitte. «Der Rat der Russland-Exilanten gab mir die Aufgabe, euch zu grüßen. Ich grüße euch also! Er gab mir auch den Auftrag, euch zu sagen, dass wir nun im nahenden Krieg ebenfalls nicht mehr wissen, wohin. Wien ist nun deutsch! Polen ist deutsch. Was ist mit den Niederlanden, wo viele von uns leben, oder England? Im Gegensatz zu unserer Schwester aus Afrika hätten wir die Möglichkeit, nach Amerika zu gehen. Aber unsere Leute sind zurückgekommen. Man mag dort keine Russen. In der Schweiz haben wir einige von uns unterbringen können, aber es wird immer schwieriger. In Kanada mag man die Russen zwar auch nicht besonders, aber immerhin konnten wir gut elfthundert unserer Schwestern und Brüder dort in Sicherheit bringen. Ich stimme meinem Vorredner Raedmurson zu: Das Wichtigste ist es, unser Erbe zu schützen. Wir haben achthunderttausend Kanadische Dollar und ebenso viele Schweizerfranken gesammelt, die wir aufbringen können. Ich danke euch!»

Nun stand Aciel auf und ging in die Mitte. «Ich weiß nicht, was ich sagen soll. Ich weiß es wirklich nicht. Der Mensch ist offensichtlich bestrebt, immer und immer wieder dieselben Fehler zu machen. Unser Wissen, unsere Art zu

leben, hat noch nie wirklich Einfluss nehmen können, um das zu ändern. Wir müssen uns fragen, ob wir nicht am selben Punkt angelangt sind wie all unsere Vorstämme, die sang- und klanglos in der Geschichte verschwunden sind. Ich plädiere zwar ebenfalls dafür, dass wir unser Erbe retten, immerhin habe ich mein Leben lang damit verbracht es auf der ganzen Welt zusammenzutragen, aber wir müssen ehrlich mit uns sein. Wozu soll das nütze sein? Wenn der Mensch diese Entwicklung weitermacht, werden wir bald keinen Ort mehr haben, an dem wir leben können. Wo hier der Kapitalismus herrscht, ist es dort der Kommunismus, wo hier Christen sind, sind es dort Muslime, Juden, Buddhisten oder sonst eine Glaubens- oder Nicht-Glaubensgemeinschaft, die sich in ihrer religiösen Intoleranz in Sicherheit wiegt und sie beibehalten will. Menschen wurden und werden überall und zu jeder Zeit abgeschlachtet, versklavt und ausgenutzt, um einigen wenigen dies oder jenes zu ermöglichen. Sei es nun Macht oder Bequemlichkeit, es spielt keine Rolle! Wir können uns nicht mehr verstecken. Meine Vorrednerin hat es gesagt, die Flugzeuge entdecken unsere letzten Siedlungen, und was die Flugzeuge nicht finden, finden Holzfäller, Goldgräber oder die Betreiber von Minen.

Hier in der Schweiz ist das Leben für uns nicht überall einfach, und ja, ich weiß, dass unsere Brüder und Schwestern aus Afrika und Asien nicht alle willkommen sind. Aber bedenkt, es wird einen großen Krieg geben. Nutzen wir diese Dummheit zu unseren Gunsten. Vielleicht können wir uns nicht selber retten, aber dafür viele unserer Kinder! Das Rote Kreuz hat mir zugesichert, dass wenn wir sie unterstützen, sie uns dabei helfen werden, Kinder aus den Kriegsgebieten in die Schweiz oder an andere sichere Orte zu bringen, wenn wir sie dort bei unseren Familien unterbringen können. Und das können wir! In all diesen Familien können wir unser Wissen weitergeben, und eines Tages, wenn diese Kinder groß geworden sind, können sie wieder in ihre alte Heimat zurückkehren und dort unser Erbe weiterführen.

Es wird Zeit, dass wir lernen, unter denen zu leben, die nicht so denken wie wir. Ich habe das mein ganzes Leben lang gemacht und ebenso mein Vater. Es ist schwer, aber es ist möglich, und wenn wir zusammenhalten und tun, was wir immer getan haben, nämlich sammeln und vermitteln, dann können wir retten, was von unserer Kultur sonst untergeht. Ich danke euch!»

Danach gab es große Diskussionen. Eine und einer nach dem anderen standen in die Mitte und sprachen. Erst am Sonntagabend fand das *medh* sein Ende. Aciels Antrag wurde angenommen.

Weggehen

Ende Februar 1940 fuhr Amot trotz aller Vorzeichen zu Aciel in die Schweiz. Er hatte schon Anfang Januar damit begonnen, alles Wichtige in Kisten zu verpacken und nach Luzern zu schicken, wo Aciel, wie wir erfuhren, irgendwo im Umland ein Haus besaß. Amot war der Meinung, dass wenn die Deutschen Frankreich nähmen, sich Hitler und der Duce wie Kinder um die Schweiz zanken würden und dort dann nichts sicher wäre. Aber Aciel beruhigte ihn und meinte nur, dass die Schweiz sicher bleiben würde. Woher er die Gewissheit nahm, entzog sich unserem Wissen. Also packte er die halbe Wohnung leer und verschickte alles in die Schweiz. Allein in der leeren Wohnung war es kaum auszuhalten und bereits wenige Tage nach seiner Abreise begann sich bei mir alles zu ändern. Ich hatte die Symptome bei genügend «Mädchen» gesehen, um zu wissen, was los war. Anfang Mai hatte ich dann die Gewissheit. Ich war schwanger! Wie ein Tiger im Käfig lief ich durch die Wohnung und wusste nicht wohin mit mir. Wie hatte das geschehen können? Wir waren nur einmal zusammengekommen! Ich wusste nicht, ob ich mich freuen sollte oder nicht. Ich wusste nicht, was weiter geschehen würde. Und ich hatte keine Ahnung, was ich als Mutter zu tun hatte.

Am 6. Mai 1940 schrieb ich Amot ein Telegramm mit den Worten: «Amot. Hitler steht vor der Tür. Ich komme in die Schweiz. Ich bin schwanger. jt Miribal»

Glücklicherweise hatte ich genügend Freunde in Paris, die mir halfen, alles zu erledigen. Meine Sachen wurden gepackt und zu Amot geschickt, was, dank unseres Freundes, der noch immer wacker die Schweizer Botschaft hielt, kein Problem war. Er stellte mir auch ein Sondervisum aus, was in Anbetracht der verschärften Einreiseregeln der Schweiz nur ging, weil Amot über Nacht nach Paris kam und wir bereits am 14. Mai heirateten. Am 24. Mai fuhren wir zurück in die Schweiz. Vorher gaben wir noch eine letzte, leidlich lustige Party und verabschiedeten uns von unseren Freunden. Ich sollte Paris erst acht Jahre später wiedersehen.

Die Zugfahrt von Paris nach Genf war eine einzige Tortur. Der Zug war überfüllt, laut, stickig und ratterte derart langsam über die Gleise, dass ich schon dachte, dass wir nie ankommen würden.

Die Waggonen waren voller Menschen, die raus aus Frankreich wollten. An der Grenze zeigte sich, dass ein großer Teil kein Visum hatte und aussteigen musste. Ich werde die Szenen, die sich da abspielten, in meinem ganzen Leben nicht vergessen. Von Genf ging es dann nach Lausanne und von da nach Bern,

wo wir bei Bekannten von Aciel übernachten konnten. Am Mittag des 25. Mai trafen wir dann in Luzern ein.

Von den ersten Tagen in unserem vorübergehenden Zuhause weiß ich nur noch wenig. Ich war so erschöpft, dass ich fast eine Woche im Bett oder im Liegestuhl im Garten verbrachte. Amot und Aciel kümmerten sich so rührend um mich, dass ich irgendwann ein schlechtes Gewissen bekam und mich zwang, aufzustehen, um wenigstens in der Küche zur Hand zu gehen. Doch die beiden bugsiierten mich freundlich, aber bestimmt wieder in den Garten. Ich hörte die beiden diskutieren und manchmal gar lachen. Töpfe schepperten, und aus dem Fenster der Küche, das zum Garten ging, schwappten Schwaden, die mir das Wasser im Mund zusammenlaufen ließen.

«Ich möchte, dass wir das Land verlassen», eröffnete Amot mir eines Morgens.

«Wieso willst du hier weg? Aciel sagte doch, wir seien hier sicher!» Allein die Vorstellung, schon wieder woandershin zu müssen, machte mich müde und ließ mich bangen.

«Ich weiß, was er gesagt hat, aber so sehr ich ihm vertraue, meine

Furcht, dass die Deutschen auch die Schweiz angreifen, ist nun einmal größer. Aciel hat Freunde in Chicago. Dort könnten wir uns niederlassen. Er half mir, in Chicago ein kleines Haus zu finden, und ein Bekannter von ihm könnte dir Arbeit als Übersetzerin geben.»

«Amot, ich habe gerade meine Heimat verlassen und glaubte mich hier an einem sicheren Ort, um abzuwarten, bis wir eines Tages wieder zurückkönnen. Jetzt willst du, dass ich mit nach Amerika komme?»

«Wo sollten wir sonst hin? Außer Nordamerika ist nichts mehr sicher. Also Kanada oder die USA. Es muss ja nicht für immer sein. Sollten die Deutschen eines Tages geschlagen werden, wäre der Weg zurück wieder frei. Denk doch an das Kind, das in dir heranwächst. Was, wenn auch hier der Krieg ausbricht?»

Was hätte ich da noch sagen können. Zwei Monate später wurde unser gesamtes Hab und Gut in Amots altem Landhaus bei Zürich eingelagert. Aciel gab uns zu Ehren ein Abschiedsfest. Aus der ganzen Schweiz kamen Freunde und Bekannte. Mindestens die Hälfte von ihnen waren Skandaj.

Es war mitten in der Nacht, als ich mich völlig erschöpft am Rand des Gartens auf die kleine Steinmauer niederließ und zu den Sternen hochsah.

«*to she o do, to she be*» [eigentlich «*tosch odo, tosch be*» = «Tausend Sterne, tausend Möglichkeiten», gesprochen im Dialekt der Jilin Skandaj – Anm. der Red.] sagte ein kleiner Mann, der aussah, als hätte man einen Chinesen zu lange in der Sonne gelassen, so verschrumpelt sah er aus. Er hieß Xiao Keren und kam

aus dem Nordosten Chinas. Als dort die japanischen Truppen einfielen, flohen viele von den Jilin Skandaj in die USA, einige zog es nach Europa. Xiao war nun Besitzer eines kleinen Vergolderateliers in La Chaux-de-Fonds. Arbogast sagte über ihn, er habe einen Verstand, der in seiner Schärfe nur durch seine Zunge übertroffen werde.

«*tosch be, tosch den gadho*» («Tausend Möglichkeiten, Tausendes zu sammeln»), erwiderte ich.

«Ja, so ist das, Miribal. Hab keine Angst vor dem Neuen. Du fühlst dich unsicher, weil du die neue Welt nicht kennst, weil du nicht mehr in Paris bist und bald nicht mehr hier bei deinem Vater. Du hast das Gefühl, keine Macht mehr über dein Leben zu haben, nicht wahr? Aber du bist eine von uns und du wirst, wo auch immer du hingehst, Skandaj finden, die dir helfen. Das Unbekannte war immer ein Teil unseres Lebens. Wir sind immer gewandert und von einem unbekannten Tal ins nächste gelangt. Unsere Neugierde und unser Drang, Wissen und Können zu sammeln, machte uns zu dem, was wir sind. Es ist ein Abenteuer, Miribal. Und es gibt keine Macht über das Leben. Es gibt überhaupt keine Macht. Wer das glaubt, begeht einen Fehler. Ebenso wenig, wie die Welt Macht über uns hat, haben wir Macht über die Welt. Es ist ein Tanz, Miribal. Du tanzt mit der Welt. Lerne ihren Rhythmus, ihren Schritt, und du wirst von ihr getragen werden wie heute Abend von deinem Gemahl. Ich wünsche dir gutes Sammeln und einen schönen Tanz, Miribal.» Er zog mich etwas unsanft zu seinem schrumpligen Gesicht hinunter und gab mir einen Schmatzer auf die Stirn. Dann drehte er sich um und verschwand in der Nacht.

Kaum war ich wieder allein, trat schon Aciel zu mir. «Wie geht es dir?», fragte er und suckelte an seiner Pfeife, die seit einiger Zeit zu seinem Gesicht gehörte wie seine markante Nase.

«Ich bin müde und denke über unsere Zukunft nach.»

«Zukunft, ja? Nun, Miribal, es gibt Zukunft so wenig wie Vergangenheit. Es sind alles nur Konstrukte, die ...»

«Ach, halt den Mund, Aciel», unterbrach ich ihn. «Müsst ihr mir ständig mit weisen Sprüchen kommen? Kannst du mich nicht einfach in den Arm nehmen und sagen, dass du mich vermissen wirst?»

Er schaute mich etwas verdattert an und eine Träne rann ihm über seine knochige Wange. «Ich ..., Miribal, ich werde dich mehr vermissen als ich irgendjemanden sonst je vermisst habe, ich ...»

«Halt den Mund Aciel», sagte ich sanft und umarmte ihn flennend.

Die Ankunft

Die Nacht war lang und der Tag darauf war schrecklich. Die Vorbereitungen für den Umzug nach Chicago erledigten Amot und Aciel und ich lag in der Bauernstube, wie sie das hier nannten, und sah deprimiert in den regnerischen Tag hinaus.

Xiao hatte natürlich recht. Es war ein Abenteuer. Nur dass sich bei mir einfach keine Vorfreude einstellen wollte.

Drei Tage später fuhr uns Aciel mit einem Auto zum Flughafen in Zürich, wo wir uns verabschiedeten. Das Flugzeug war fast ausschließlich mit Amerikanern besetzt und wir mussten über England, Island, Neufundland und von da nach Chicago fliegen. Ich glaube, wir waren eine Ewigkeit unterwegs. Am Montag, dem 29. Juli, um sieben Uhr achtundzwanzig betrat ich amerikanischen Boden.

In Chicago angekommen, fuhr uns ein Taxi in die Kenwood Avenue, wo wir vor einem kleinen, dreistöckigen, blau geschindelten Haus anhielten. Amots und Aciels Freunde aus Chicago hatten ganze Arbeit geleistet. Nicht ein einziger Koffer, nicht eine einzige Kiste stand im Haus herum – es sah aus, als hätten wir dort schon immer gewohnt. Die Tränen rannen mir wieder übers Gesicht und ich begann diese Schwangerschaft langsam lästig zu finden. Ich küsste Amot und legte mich in dem hübschen kleinen Schlafzimmer aufs Bett und schlief sofort ein.

Die ersten zwei Monate verbrachte ich fast ausschließlich im Haus, machte mich vertraut, begrüßte Nachbarn und sah mich in der näheren Umgebung um. Amot wollte mich dann endlich aus dem Haus locken, und als wir eine Einladung für die Saison-Eröffnung der Chicago Orchestra Hall erhielten, konnte ich nicht Nein sagen und so kam ich endlich in die City. Das Konzert, zu dem wir von Hans Lange, dem damaligen Dirigenten und Assistenten des Chicago Symphony Orchestra, eingeladen wurden und der mich noch aus der Zeit des Scheherazade kannte, war ganz wunderbar und das erste Konzert klassischer Musik, das ich je hörte. Gerade habe ich das alte Programmheft hervorgekramt: [Thursday, October 10th, 1940, Frederick Stock, «Festival Fanfare» (Premiere), Beethoven, Symphony No. 3 «Eroica», Strauss «Till Eulenspiegel's Merry Pranks», Finale RIMSKY-KORSAKOW «Capriccio Espagnol», Opus 34]

Und auf der Rückseite ist noch die Telefonnummer von Mr. Morel notiert, der mir doch tatsächlich eine Arbeit als Dolmetscherin anbot.

Dazu traf sich offensichtlich die gesamte wissenschaftliche Welt Chicagos dort und es war ganz wunderbar, so viele bekannte Gesichter zu sehen, denn viele Leute waren an der Weltausstellung in Paris gewesen und nicht wenige

davon waren bei uns im Scheherazade zu Gast gewesen und inzwischen angesehene Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in den USA.

Jedenfalls kam es so, dass wir schon auf Ende des Monats ein gutes Dutzend Leute zu uns eingeladen hatten, um uns an Ophelia und das Scheherazade und an unsere alten Heimaten, die wir des Krieges wegen hatten verlassen müssen, zu erinnern. Und so hat sich wieder einmal die Macht hinter meines Vaters Netzwerk gezeigt: eine alles durchdringende, alles verbindende Kraft, die mich, ganz offensichtlich, nie mehr loslassen wird.